XXII. Jahrg. Berlin, den 29. November 1913. Nr. 9.



Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1913.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt beim Verlag Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3 a. Fernspr. Lzw. 7724.





Berlin, den 29. November 1913.

Wilson-Huerta.

Dokumente.

Mexiko, den 16. August 1913.

Mein Herr!

Am sechsten August setzte, in Erfüllung eines telegraphirten Auftrages seiner Regirung, der Geschäftsträger ad interim der Vereinigten Staaten von Amerika den Herrn Manuel Garza Aldape, damals Staatssekretär des hiesigen Auswärtigen Amtes, mündlich davon in Kenntniß, daß Ihre Ankunft in dieser Republik mit einer Friedensmission nah bevorstehe. Da zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und denen von Mexiko glücklicher Weise weder damals noch heute Kriegszustand herrschte, war meine Regirung sehr überrascht, daß die Mission, die Sie zu uns führen könnte, als eine Friedensmission bezeichnet wurde. Daraus ging die wesentliche Bedingung hervor, die meine Regirung sich erlaubte in ihrer unnumerirten Note vom sechsten August an den genannten Geschäftsträger zu stellen; nämlich die Bedingung, daß, wenn Sie nicht geneigt wären, „Ihren offiziellen Charakter in gebührender Weise zu rechtfertigen", Ihre Anwesenheit uns nicht „genehm" sein könnte, und zwar in dem diplomatischen Sinn, den man diesem Wort zu geben pflegt.

Seit der ersten Zusammenkunft, die ich das Vergnügen hatte mit Ihnen zu haben, wurde Ihr Charakter als Vertrauensagent Ihrer Regirung klar bestimmt; auch war ja der Brief, den Sie uns gefälligst überreichten, obgleich unter unpersönlicher Adresse, mit der für uns hochachtungwerthen Unterschrift des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika versehen.

Es ist nicht nöthig, Herr Vertrauensagent, unsere ganze erste

Unterhaltung hier zu wiederholen; wohl aber wird es erlaubt sein, festzustellen, daß ich in Ihnen einen erlauchten Maecen gefunden habe, beseelt von den besten Absichten darauf, daß die bedauerliche Spannung der Beziehungen zwischen Ihrer und meiner Regirung bald zur Genugthuung beider Theile gelöst werde. Bei unserer zweiten Zusammenkunft in meiner Privatwohnung, am Abend des vierzehnten August, kam es zu einem intensiven, ehrlichen und offenen Gedankenaustausch über die Stellung, in welcher sich unsere Regirungen befinden, aber nicht zum Einverständniß. Sie hatten die Güte, mir Ihre Instruktion zu überreichen, die ebenfalls von dem Herrn Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika unterzeichnet war. Mit der gebührenden Ermächtigung von dem Präsidenten der Mexikanischen Republik (nach vorangegangener einstimmiger Billigung durch seinen Ministerrath, der eigens zu diesem Zweck versammelt worden war) werde ich die Ehre haben, auf die besagten Instruktionen folgende eingehende Antwort zu geben.

Die Regirung von Mexiko hat den Rathschlägen und Erwägungen, welche die der Vereinigten Staaten von Amerika geruht hat an sie zu richten, die ihnen gebührende Aufmerksamkeit gewidmet, und zwar aus drei Hauptgründen. Erstens, weil sie, wie ich schon andeutete, für die Persönlichkeit Seiner Excellenz des Herrn Woodrow Wilson die größte Hochachtung hegt; zweitens, weil einige europäische und amerikanische Regirungen, mit denen Mexiko die besten Beziehungen internationaler Freundschaft unterhält, geruht haben, auf die zarteste und achtungvollste Weise (wofür Mexiko seinen tiefsten Dank ausspricht) ihre guten Dienste anzubieten und zu bitten, daß Mexiko Ihnen ein geneigtes Ohr leihen möge, unter der Voraussetzung, daß Sie Ueberbringer einer Privatmission des Präsidenten der Vereinigten Staaten seien; und drittens (nicht etwa, weil Mexiko die Haltung rechtfertigen wollte, die es während der letzten Ereignisse den Bewohnern der Republik gegenüber eingenommen hat, die in ihrer großen Mehrheit ihre Zustimmung und ihren Beifall kundgethan haben, sondern), weil Mexiko den Wunsch hegte, daß die Gerechtigkeit seiner Sache überall in vollem Maße gewürdigt werde.

Der Vorwurf, daß bisher nicht erreicht worden sei, in der Hauptstadt von Mexiko eine Regirung einzusetzen, die die Achtung und den Gehorsam der mexikanischen Nation verdiene, ist nicht berechtigt. Gegen eine so schwere Beschuldigung, die ohne irgendwelche Beweise vorgebracht wurde (aus dem einfachen Grunde, weil es keine solchen Beweise geben kann), will ich mir

gestatten, Herr Vertrauensagent, die folgenden beredten Thatsachen aufzuführen, die in gewissem Umfang Ihnen selbst aus eigener Anschauung bekannt sein müssen. Die Mexikanische Republik besteht aus siebenundzwanzig Staaten, drei Territorien und einem Bundesdistrikt, welcher der Sitz der Regirung ist. Von diesen siebenundzwanzig Staaten stehen achtzehn, die drei Territorien und der Bundesdistrikt (also im Ganzen zweiundzwanzig Gebiete) unter der unbeschränkten Herrschaft der jetzigen Regirung, die außerdem über fast alle Häfen verfügt, also auch über die in ihnen errichteten Zollämter. Ihre Südgrenze ist frei und in Frieden. Außerdem verfügt meine Regirung über einen Effektivbestand von achtzigtausend Mann unter den Waffen, deren einzige Aufgabe ist, den Frieden der Republik zu sichern. Das ist der sehnlichste Wunsch der Nation und dazu hat sich der Interimistische Präsident feierlich verpflichtet. Nach dieser Darstellung kann Niemand zweifeln, daß meine Regirung der Achtung und des Gehorsams der mexikanischen Nation würdig ist, denn sie hat verstanden, sich mit den größten Opfern und trotz allen schädlichen Einwirkungen diese Gefühle zu verdienen.

Meine Regirung versteht nicht, was die der Vereinigten Staaten sagen will, wenn sie behauptet, daß sie nicht in der selben Lage sei wie die übrigen Großmächte im Hinblick auf Das, was in Mexiko vorgeht und „wahrscheinlich" noch vorgehen wird. Mexikos Zustand ist leider nicht zweifelhaft und nicht geheim: es wird durch einen inneren Kampf ruinirt, der seit fast drei Jahren andauert und den ich in diesen Zeilen nur als das Ergebniß eines gründlichen Irrthums bezeichnen möchte. Was in Mexiko noch geschehen kann: Das können weder Sie, Herr Vertrauensagent, noch ich noch irgendein Anderer vorhersagen, da ja „über das noch nicht Gewesene kein Urtheil gefällt werden kann". Im Uebrigen ist meine Regirung sehr dankbar für die guten Dienste, die ihr die Regirung der Vereinigten Staaten von Amerika anbietet; wir wissen sie von dem edlen Wunsch beseelt, die Rolle eines Freundes zu spielen und damit auch den Wunsch aller anderen Regirungen zu erfüllen, die hoffen, daß sie wie der allernächste Freund Mexikos handeln wird. Wenn diese guten Dienste aber von der Art sein sollen, wie sie uns heute angeboten werden, dann müssen wir auf sie verzichten, und zwar mit aufrichtigem Bedauern, aber auch mit der äußersten Bestimmtheit und endgiltig.

Wenn die Regirung der Vereinigten Staaten in uneigennütziger Freundschaft zu handeln wünscht, dann könnte sie kaum wieder eine so günstige Konjunktur finden wie die gegenwärtige:

sie brauchte nur dafür zu sorgen, daß den Rebellen, die über die Grenze flüchten, dort konspiriren, sich bewaffnen und verproviantiren, keine materielle und moralische Unterstützung werde; sie brauchte nur von ihren Unter- und Lokalbehörden die energischste Wahrung der Neutralitätgesetze zu fordern. Ich versichere den Herrn Vertrauensagenten, daß dann die völlige Pazifizirung der Republik in kurzer Zeit gesichert wäre.

Absichtlich antworte ich nicht auf die Anspielung, die Vereinigten Staaten von Amerika seien bereit, in Bezug auf die Souverainetät und Unabhängigkeit von Mexiko mit der gewissenhaftesten Rücksicht zu verfahren: denn es giebt Angelegenheiten, Herr Vertrauensagent, die nicht einmal auf dem Gebiet der reinen Idee eine schriftliche Beantwortung zulassen.

Aus einem großen Irrthum Seiner Excellenz des Herrn Wilson ging auch die Behauptung hervor, daß die Lage Mexikos unvereinbar sei mit der Erfüllung seiner internationalen Pflichten, mit der Entwickelung seiner eigenen Civilisation und mit der nöthigen Erhaltung bestimmter und erträglicher politischen und ökonomischen Zustände in Centralamerika. Ich glaube, daß ein Irrthum obwalten muß, denn bis heute ist keine Reklamation von einer fremden Regirung angekommen, die uns beschuldigt, unsere Pflicht nicht erfüllt zu haben; wir fahren fort, alle unsere Gläubiger pünktlich zu bezahlen; wir fahren fort mit unseren diplomatischen Missionen, die in fast allen Ländern der Erde mit Herzlichkeit behandelt werden; und wir werden zu allen Arten von internationalen Kongressen und Konferenzen eingeladen. Für unsere innere Entwickelung zeuge die Thatsache, daß soeben ein Kontrakt mit belgischen Kapitalisten unterzeichnet worden ist, der Mexiko ungefähr fünftausend Kilometer neuer Eisenbahn bringt. Schließlich: wir können durchaus nicht erkennen, wodurch unser innerer Kriegszustand Centralamerika schädigt, finden vielmehr, daß er nur uns Schaden stiftet. Darin aber stimme ich mit Ihnen, Herr Vertrauensagent, überein: das ganze Amerika ersehnt ein schnelles Ende unserer Wirren; denn mit tiefem Leid blickt Alles auf ein Land, das, gestern noch in blühendem Gedeihen, ganz plötzlich von einem großen inneren Unglück heimgesucht wird.

Nach Alledem: Mexiko kann auch nicht einen Augenblick die vier Bedingungen in Erwägung ziehen, die Seine Excellenz Herr Wilson uns durch Ihre achtungwerthe und würdige Vermittlung vorzuschlagen geruht. Ich will Ihnen sagen, weshalb. Sofort die Kämpfe in Mexiko einzustellen, also der endgiltige Waffenstillstand, „feierlich geschlossen und gewissenhaft gehalten“: Das ist

nicht möglich; dazu wäre ein Mann nöthig, der ihn, ohne der Civilisation einen schmählichen Schimpf anzuthun, der großen Schaar von Banditen vorschlagen könnte, die unter diesem oder jenem Vorwand nach Süden hin plündernd umherziehen und die gräßlichsten Schandthaten ausführen; kein Land, auch nicht die Vereinigten Staaten von Amerika, hat jemals gewagt, sich mit solchen Individuen auf Verträge einzulassen oder ihnen Waffenstillstand anzubieten; Menschen dieses Schlages stehen in allen Breitengraden außerhalb der menschlichen und göttlichen Gesetze. Banditen, Herr Vertrauensagent, gewährt man keine Amnestie; man beginnt mit dem Versuch, sie zu bessern, und wenn Das nicht gelingt, so wird ihr Leben abgemäht, nach dem biologischen Grundsatz, daß die nutzbaren Aehren wachsen und Frucht bringen sollen.

Die Rebellen, die sich selbst „Konstitutionalisten" nennen und von deren Repräsentanten irgendeiner von Mitgliedern des Senates der Vereinigten Staaten von Amerika angehört worden ist, müßten (Das ist unser Wunsch) den Abgrund erkennen, an dessen Rand ihre Leidenschaft als Besiegte, die sie sind, uns hintreibt. Was könnten wir mehr wünschen als Dieses: daß sie ihren Groll aufgeben, zu uns kommen und ihre Bemühungen mit unseren vereinen, auf daß wir uns gemeinsam der großen, erhabenen Aufgabe des nationalen Wiederaufbaues widmen? Leider haben sie von dem Amnestiegesetz, das die Regirung des Präsidenten ad interim erließ, keinen Gebrauch gemacht; im Gegentheil: Revolutionäre, die in der Republik Wahlämter ausübten oder besoldete Beamte waren, verließen das Land, ohne irgendwie belästigt zu werden, obgleich die Regirung die Gewißheit hatte, daß sie hingehen würden, um im Ausland gegen sie zu arbeiten und die Miseren und Mängel ans Tageslicht zu ziehen, die jeder Menschengruppe und so auch uns anhaften. Wenn wir mit solchen Leuten einen Waffenstillstand abschlössen, würden wir sie ipso facto als Kriegführende anerkennen, was nicht möglich ist, und zwar aus einer Reihe von Gründen, die dem Scharfblick der Regirung der Vereinigten Staaten von Amerika nicht entgehen können; auch sie hat bis heute, wenigstens öffentlich, gerade so wie wir, solche Leute als Rebellen betrachtet. Und es ist ein allgemein adoptirter Grundsatz, daß man mit Rebellen keinen Waffenstillstand abschließt.

Daß von meiner Regirung die Versicherung gefordert wird, bald zu nahen und freien Wahlen zu rufen, ist der klarste Beweis und das unzweideutigste Bekenntniß, daß die Regirung der Vereinigten Staaten von Amerika sie als gesetzmäßig und fest begründet ansieht. Da schon unsere Gesetze eine solche Sicherheit

verlangen, so ist nicht zu befürchten, daß im bevorstehenden Wahlkampf gegen sie verstoßen werde. Die Regirung, die naturgemäß interimistisch ist, wird ihren Platz der endgiltig von der Nation gewählten einräumen.

Die dem Herrn General Victoriano Huerta zugemuthete Verpflichtung, bei diesen Wahlen nicht als Kandidat für die Präsidentschaft der Republik aufzutreten, ist nicht in Betracht zu ziehen. Wenn ich davon absehe, daß dieses Verlangen eben so befremdend wie herausfordernd ist, so bleibt noch immer die Gefahr, daß man darin ein Zeichen persönlichen Uebelwollens erblickt. Die Entscheidung über diesen Punkt kommt einzig und allein der Oeffentlichen Meinung des mexikanischen Volkes zu, dessen Beschlüsse in den Wahlversammlungen zum Ausdruck gelangen werden.

Die Uebereinkunft, daß alle Parteien im Voraus sich den Ergebnissen der Wahlen unterwerfen und redlich dazu mitwirken sollen, die neue Verwaltung zu stützen und zu organisiren, ist wohl vorauszusetzen und zu erhoffen; denn da die Parteien, ohne es freilich auszusprechen, tief empfinden, was dieser innere Kriegszustand uns an Verlusten von Leben und Besitz schon gekostet hat, so werden sie sich wohl vornehmen, an der Uebereinkunft festzuhalten. Auf diesen Punkt sich aber zu verpflichten, wäre allzu verwegen. Das könnten nicht einmal die Nationen, in denen die Bürgertugenden sich am Besten bewährt haben. Denn Niemand kann die Verirrungen und Ausschreitungen vorhersehen und berechnen, zu denen die Leidenschaften, besonders die politischen, die Menschen hinzureißen vermögen.

Wir würden es den Vereinigten Staaten von Amerika hoch anrechnen, wenn sie sich von heute an verpflichten wollten, die künftige Regirung anzuerkennen und zu unterstützen, der wir Mexikaner die Leitung unserer Geschicke anvertrauen werden. Sehr bedauern wir die Spannung der Beziehungen beider Republiken; Mexiko hat nicht den geringsten Grund dazu gegeben. Die Regirung des Herrn Generals Huerta hat sich streng an die Gesetze gehalten. Artikel 85 unserer Verfassung sagt: „Wenn beim Beginn einer konstitutionellen Periode weder der Präsident noch der Vicepräsident aus den Wahlen hervorgeht oder die Wahl am ersten Dezember nicht erledigt und kundgethan worden ist, wird trotzdem der Präsident, dessen Periode abgelaufen ist, von seinem Posten zurücktreten; der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes übernimmt dann sofort die auszuübende Gewalt als Präsident ad interim; wenn er verhindert oder nicht vorhanden ist, einer der anderen Staatssekretäre, je nach der Reihenfolge, die das Gesetz bestimmt.

Auf die selbe Art wird verfahren, wenn bei gänzlichem oder zeitweiligem Fehlen des Präsidenten der Vicepräsident sich nicht meldet, wenn ihm erlaubt wäre, von seinem Amte zurückzutreten, falls er es noch ausübt, und wenn im Verlauf seiner Periode das gänzliche Fehlen beider Funktionäre vorkommen sollte." Und die Thatsachen, die in Mexiko vorlagen, waren: Verzicht des Präsidenten und des Vicepräsidenten (Francisco J. Madero und José Maria Pino Suarez). Nach diesem Verzicht übernahm Herr Pedro Lazcurain, Minister des Aeußeren, die Exekutivgewalt, nach dem Gesetz, und ernannte, seiner Befugniß gemäß, Herrn General Victoriano Huerta zum Staatssekretär. Da kurz danach auch Herr Lazcurain sein Abschiedsgesuch einreichte und es von der Kammer angenommen wurde, übernahm Herr General Victoriano Huerta die Exekutivgewalt, mit dem Charakter als Präsident ad interim und mit der Verpflichtung (die bereits erfüllt ist), zu außerordentlichen Wahlen aufzurufen. Wie Sie sehen, handelt es sich hier einzig und allein um konstitutionelles Recht, in das keine fremde Nation, so Achtung gebietend und mächtig sie auch sei, sich irgendwie einzumischen hat.

Im Uebrigen findet meine Regirung, daß sie der Anerkennung durch die Regirung der Vereinigten Staaten von Amerika nicht bedarf. Dinge, die durch sich selbst bestehen, sind nicht auf Anerkennung angewiesen. Nur um die Einstellung der Beziehungen handelt es sich; sie ist eben so anormal wie unbegründet. Anormal: weil der Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika, amtlich und in seiner Stellung als Dekan des bei der Regirung der Republik akkreditirten ausländischen Diplomatischen Corps, den Herrn General Huerta zu dessen Erhebung zum Präsidenten beglückwünscht hat, offiziellen Akten, darunter der Eröffnung des Kongresses, beiwohnte, in protokolarischen Noten seinen Verkehr mit dem hiesigen Auswärtigen Amt fortsetzte und bei seiner Abreise den Ersten Sekretär der Botschaft der Vereinigten Staaten von Amerika als Geschäftsträger ad interim akkreditirte, der bei uns noch immer in freier Ausübung seiner Funktionen verblieben ist. Unbegründet: weil, ich wiederhole es, wir nicht den geringsten Vorwand dazu gegeben haben.

Der Herr Vertrauensagent kann mir glauben: Nur die aufrichtige Hochachtung, die das Volk und die Regirung von Mexiko für das Volk und die Regirung der Vereinigten Staaten von Amerika hegen, hat uns bestimmt, die Gesuche, deren Ueberbringer sie sind, in Erwägung zu ziehen und sie so schnell, wie der Gegenstand erlaubte, zu beantworten. Sonst, da sie eben so demüthi-

gend wie ungebräuchlich sind und kaum in einem Friedensvertrag nach einem Siege zulässig wären, hätten wir sie einfach zurückgewiesen, wie jede andere Nation von einiger Selbstachtung thäte. Meine Regirung vertraut auf die Gerechtigkeit ihrer Sache und hofft zuversichtlich, daß der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, wenn er sich nur mit Hochsinn und Unbefangenheit in diese Sache hineindenkt, zumal er eine Persönlichkeit ist, deren Sittlichkeit und Rechtschaffenheit über jedem Zweifel steht, seine Ansprüche aufgeben und mit dazu beitragen wird, daß, auf noch festeren Grundlagen, die Beziehungen aufrichtiger Freundschaft und guten Einverständnisses wieder geknüpft werden, die unter den Nachbarn Jahrhunderte lang bestanden. Wir können ja, auch wenn wir es wollten, niemals vergessen, daß die Vereinigten Staaten und unsere Republik benachbart sind und gemeinsam nach Wohlstand und Kultur streben müssen (worin Sie, wie wir gern anerkennen, einen beneidenswerthen Vorsprung vor uns haben).

Zu unserer Freude sagt der Schluß der Instruktionen des Herrn Präsidenten Wilson: „Wenn Mexiko uns irgendein besseres Mittel zum Erweis unserer Freundschaft zeigen kann, ein Mittel, das dem mexikanischen Volk Nutzen brächte und sich mit unseren internationalen Verpflichtungen vertrüge, so werden wir es sehr gern prüfen." Dieser Schlußsatz ermuthigt mich, den folgenden ehrenvollen Vergleich vorzuschlagen.

1. Man soll unseren Botschafter in Washington empfangen.
2. Die Vereinigten Staaten von Amerika sollen uns einen neuen Botschafter senden, ohne zuvor Bedingungen zu stellen.

Dann wird die bedrohliche und beängstigende Situation aufhören und deren Ursache, die, wenn die Spannung andauert, uns in allerlei Extreme führen könnte, nie mehr erwähnt werden. Solche Extreme aber sind unberechenbar für zwei Nationen, die unter allen Umständen Freunde bleiben müßten. Freundschaft aber kann nur auf gegenseitiger Achtung beruhen. Achtung ist unentbehrlich zwischen zwei selbständigen, vor Recht und Gericht völlig gleichen Staaten.

Mir bleibt nur noch übrig, Ihnen, Herr Vertrauensagent, die Versicherung meiner vollkommenen Hochachtung zu wiederholen.

Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes der Republik
F. Gamboa.

Herrn John Lind,
Vertrauensagenten des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika.

II.

Mexiko, den 26. August 1913.

Mein Herr!

Gestern hatte ich die Ehre, aus Ihren Händen eine Note zu empfangen, in der Sie, trotzdem Sie keine Instruktionen von dem Herrn Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika haben, belieben, die Antwort, welche die Regirung der Republik in der Note vom Sechzehnten gegeben hat, gegenüber Ihren Instruktionen geradezu als nicht zur Sache gehörig zu erklären. Ihnen beliebte, aus diesen Instruktionen den Paragraphen wiederzugeben, der lautet: „Wir wollen unter den gegenwärtigen Umständen, beseelt von der wärmsten und uneigennützigsten Freundschaft, verfahren. Unser Vorsatz ist, in Allem, was wir thun oder vorschlagen, nicht nur der Souverainetät und Unabhängigkeit Mexikos den höchsten Respekt zu erweisen (wozu wir ja durch alle Vorschriften der Ehre und des Rechtes verpflichtet sind), sondern auch alle möglichen Beweise dafür zu geben, daß wir nur im Interesse Mexikos handeln und nicht in dem einer Person oder einer Gruppe von Personen, die für sich selbst oder ihr Eigenthum in diesem Land Rechte reklamiren oder Entschädigung verlangen. Was wir beabsichtigen, ist: Mexiko Rath zu ertheilen, zu seinem eigenen Wohl und im Interesse seines eigenen Friedens, nicht zu irgendeinem andern Zweck, welches auch immer. Die Regirung der Vereinigten Staaten würde sich als diskreditirt betrachten, wenn sie da eine egoistische Absicht hegte, wo über den Frieden, das Glück und die Wohlfahrt eines ganzen Volkes entschieden werden soll. Wir handeln nicht aus Eigensucht, sondern so, wie unsere Freundschaft zu Mexiko vorschreibt."

Obwohl Sie am Anfang der Note, die ich beantworte, zu behaupten geruhen, daß Sie keine Instruktionen vom Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika besitzen, erklären Sie, nach dem soeben wiedergegebenen Citat, im Namen des Herrn Präsidenten, daß der in meiner Note vom Sechzehnten angedeutete Weg zur Anerkennung der jetzigen Regirung (die, nebenbei gesagt, sehr weit davon entfernt ist, eine Regirung de facto zu sein, wie Sie zu behaupten belieben) oder einer künftigen Regirung von Mexiko (Das fügen Sie hinzu) eine Angelegenheit ist, die allein die Vereinigten Staaten von Amerika entscheiden dürften, welche in der Ausübung ihrer souverainen Interessen, vor Allem in Zeiten ernster innerer Wirren, nicht schwanken werden, den Weg vorzuzeichnen, der nach dem Urtheil der Vereinigten Staaten von Ame-

rika, nicht nach unserem, für Mexiko am Besten geeignet sei. Und Sie fügen hinzu, der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika sei aufrichtig überzeugt, daß meine Regirung in den Anweisungen Seiner Excellenz des Herrn Woodrow Wilson das praktische Mittel finden wird, unsere Lebensinteressen zu fördern und die Wiederherstellung unserer inneren Ruhe zu beschleunigen. Und deshalb unterbreiten Sie, immer im Namen des Präsidenten der Vereinigten Staaten, der Erwägung meiner Regirung drei Vorschläge. Erstens: daß die für den sechsundzwanzigsten Oktober dieses Jahres vorbereiteten Wahlen in Uebereinstimmung mit der Konstitution und den Gesetzen von Mexiko vollzogen werden. Zweitens: daß der Präsident Huerta in der Weise, die der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika von Anfang an angedeutet hat, die Sicherheiten geben soll, auf die sich der Paragraph „C" der ersten Instruktionen bezieht; er lautet: „Die Einwilligung des Generals Huerta, sich zu verpflichten, in den nächsten Wahlen nicht als Kandidat für die Präsidentschaft aufzutreten." Drittens: daß die übrigen in den ersten Instruktionen enthaltenen Vorschläge später, doch nach kürzestem Zeitablauf, erörtert und, je nach den Umständen, aber in dem Geist, in dem sie entworfen wurden, erledigt werden. Sie fügen hinzu, daß der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika Sie ermächtigt habe, zu sagen: wenn meine Regirung „sofort und gemäß den Anweisungen handle", werde der Präsident selbst den amerikanischen Bankiers und deren Sozien mittheilen, daß die Regirung der Vereinigten Staaten von Amerika die schnelle Uebernahme einer sofortigen Anleihe gern sähe, die ausreicht, um unsere augenblicklichen Bedürfnisse zu decken. Am Schluß Ihrer Note betonen Sie noch die Hoffnung Ihrer Regirung, daß wir, wie unsere höchsten Interessen fordern, diese Vorschläge sogleich annehmen werden.

Zunächst, Herr Vertrauensagent, ist auffällig, daß Seine Excellenz Herr Woodrow Wilson in diesem Fall auch nicht im Geringsten von dem zuerst Beschlossenen abgewichen ist. Ich könnte mich also begnügen, meine Note vom Sechzehnten, die kategorisch ablehnend war, zu wiederholen. Aber der Herr Präsident ad interim will, in völliger Uebereinstimmung mit dem Ministerrath, seine Bereitwilligkeit bis zum Aeußersten erweisen. Um die Oeffentliche Meinung in Mexiko, die das schlechte Verhältniß der beiden Republiken sehr bedauert, zu beruhigen und den Mächten, die uns ihre guten Dienste in zartfühlender Art anboten (ich werde nie müde werden, zu wiederholen, daß sie so gehandelt haben, und noch weniger, es ihnen zu danken), seinen redlichen

Willen zur Kenntniß zu bringen, hat er mich ermächtigt, Ihnen eine Antwort zu geben, die ich hier folgen lasse.

„Ich beginne mit dem Hinweis auf eine sehr bezeichnende Thatsache: seit dem Abend des vierzehnten August, an dem ich von Ihnen den Bogen mit den Instruktionen erhielt, die nicht an eine bestimmte Persönlichkeit gerichtet waren und in denen die jetzige Regirung bezeichnet war als ‚die Personen, die jetzt die oberste Behörde bilden oder Einfluß in Mexiko üben‘, ist, bis gestern, ein gewisser Fortschritt gemacht worden, da man den Herrn Konstitutionellen Präsidenten ad interim (siehe Nummer 2 der neuen Vorschläge) bereits als: ‚Präsidenten Huerta‘ und das Personal seiner Verwaltung im ganzen Verlauf der Note als ‚Regirung de facto‘ bezeichnet. Diese oder jene Bezeichnung: Das war von Anfang an unwichtig. Alle Verhandlungen Ihrer Regirung wurden nur mit uns geführt; dadurch war uns, auch wenn wirs noch nicht besessen hätten, das Recht einer vollkommenen politischen und moralischen Persönlichkeit zugestanden. Ich begnüge mich also mit dem Hinweis auf diese Thatsache.

Wenn Ihre ursprünglichen Vorschläge schon unannehmbar waren, so sind die neuen noch unannehmbarer; und es ist auffallend, daß man sie macht, trotzdem und nachdem die ersten schon zurückgewiesen worden sind. Gerade weil wir den hohen Werth begreifen, den das Prinzip der Souverainetät hat (auf das Ihre Regirung sich bei so passender Gelegenheit beruft, um uns anzuerkennen oder nicht), glaubten wir nicht, daß sie sich jemals erkühnen werde, uns vorzuschlagen, daß wir unsere Souverainetät opfern und einer fremden Regirung erlauben sollen, uns die Linie unseres Verhaltens vorzuschreiben. Wenn wir die Rathschläge und Vermahnungen (wir wollen sie so nennen) der Vereinigten Staaten von Amerika zuließen, wäre es auch nur im Prinzip, so würden wir nicht nur unsere Souverainetät aufgeben, sondern auch für eine unabsehbare Zukunft unser Schicksal als eines selbständigen Staates gefährden; alle künftigen Präsidentenwahlen wären dem Veto irgendeines Präsidenten der Vereinigten Staaent von Amerika unterworfen. Solcher Ungeheuerlichkeit, Herr Vertrauensagent, wird keine Regirung fähig sein, so lange im mexikanischen Volk noch ein Gewissen lebt.

Das sehr große Interesse, das der Herr Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika für unsere inneren Angelegenheiten gezeigt hat, verleitete uns in den Glauben, daß sowohl er wie seine Regirung wisse, was unsere Verfassung in Wahlangelegenheit befiehlt und anordnet. Leider lehrt uns die Beharrlich-

keit, mit der Seine Excellenz Herr Wilson auf seinen ersten Ideen besteht, daß wir in einem Irrthum lebten. Die Reform der Verfassungartikel 78 und 109, die seit dem siebenten November 1911 durch den Kongreß der Union in Rechtskraft gesetzt worden ist, enthält unter anderen Forderungen die: ‚Eben so wenig kann zum Präsidenten oder zum Vicepräsidenten der Staatssekretär gewählt werden, der bei Wahlen mit der Exekutivgewalt beauftragt ist'. Diese Vorschrift entzieht dem Herrn Präsidenten ad interim die Wählbarkeit in den nächsten Wahlen. Wenn Herr Wilson diese Thatsache bedacht hätte, bevor er wagte, uns die Bedingungen anzusinnen, um die es sich hier handelt und auf die wir nicht eingehen können, so wäre der heutige Stand der Dinge zwischen Ihnen und uns vermieden worden und sowohl unsere Würde als die Eigenliebe des Herrn Präsidenten der Vereinigten Staaten wäre unangetastet geblieben.

Der Präsident ad interim kann in den nächsten Wahlen weder zum Präsidenten noch zum Vicepräsidenten der Republick gewählt werden; weil unsere Gesetze, die einzigen Bestimmer unserer Geschicke, es verbieten, nicht aber, weil der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, wenn auch in freundschaftlicher und uneigennütziger Absicht, es uns vorschreiben will. Das dürfte kein fremdes Staatsoberhaupt, mächtig oder schwach (darauf kommt es in diesem Fall nicht an), auch nicht ein eben so hoher Achtung wie Herr Wilson würdiges.

Ich muß Ihnen, Herr Vertrauensagent, sagen, daß, wenigstens bis heute, nur der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika über die Kandidatur des Herrn Konstitutionellen Präsidenten ad interim für die nächsten Wahlen mitzusprechen versucht hat. Weder die feierlichen Erklärungen unseres Herrn Präsidenten noch die geringste seiner Handlungen (die alle auf die vollständige Pazifizirung des Landes abzielen) berechtigen zu dem Argwohn, daß er kandidiren wolle. Allgemein ist bekannt, daß es im ganzen Land keine Zeitung, keinen Klub, keine Korporation oder Gruppe von Privatleuten giebt, die seine Kandidatur ausgerufen oder auch nur erörtert hat. Worauf begründet sich also der willkürliche Verdacht Ihres Herrn Präsidenten und seine in jeder Beleuchtung unzulässige Forderung, der Konstitutionelle Präsident ad interim solle, um sich gefällig zu zeigen, Verpflichtungen auf sich nehmen, wie sie niemals bis heute dem Oberhaupt einer selbständigen Nation zugemuthet worden sind?

Nachdem ich die Angelegenheit so dargestellt habe, wie ich die Ehre hatte, in dieser Antwort zu thun, und angesichts der

Gefahr, daß die Beweggründe des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, die ich gern bereit bin, als freundschaftlich, uneigennützig, entgegenkommend und ohne weitere Zwecke, wie Sie selbst sie nennen, anzuerkennen, angesichts der Gefahr, daß sie vielleicht anders und verkehrt ausgelegt werden von den Nationen, die unseren internationalen Konflikt mit Interesse verfolgen, wird Seine Excellenz Herr Wilson auf seinen jetzigen Standpunkt endgiltig verzichten müssen. Er würde sonst sich ja auch von allen anderen Mächten absondern; die ersten Mächte der Welt, unter denen die Vereinigten Staaten von Amerika eine so hervorragende und so rechtmäßig erworbene Stellung einnehmen, haben uns bedingungslos anerkannt. Herr Wilson wird ferner darauf verzichten müssen, uns eine ‚Regirung de facto‘ zu nennen, und wird uns den Titel einer ‚konstitutionellen Regirung ad interim‘ gewähren, den einzigen, der uns von Rechtes wegen zukommt.

Gestatten Sie mir, auf das bedeutsame Anerbieten einer Einwirkung auf die Bankiers einstweilen nicht zu antworten. In dem Wortlaut, den sie jetzt hat, scheint die Offerte eher bestimmt, durch ein elendes Geldinteresse uns zum Verzicht auf unbestreitbare Rechte zu verleiten. Wo es sich um die nationale Ehre handelt, darf, nach meiner Ansicht, kein Streben nach einer Anleihe, auch der nöthigsten nicht, die vom Gesetz mit der Wahrung dieser Ehre Beauftragten in ihrer Entschlußkraft hemmen.

Mit großem Vergnügen aber habe ich gesehen, daß der Herr Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika für spätere Zeit die Lösung vorschlägt, die in den vorigen Instruktionen mit dem Buchstaben A bezeichnet waren und in der Note, die jetzt beantwortet wird, mit Nummer 3: denn daraus erkenne ich, daß wir wirklich auf dem Weg zu einem für beide Theile gleich ehrenvollen Ausgleich sind. Und deshalb haben wir heute mehr als je die Hoffnung auf die schnelle Lösung des Konfliktes, der uns in einer bösen Stunde von einander entfernt hat. Ich würde sogar noch weiter gehen und darauf verzichten, daß die Botschafter beider Republiken sogleich empfangen werden. Für die heute wichtigsten Zwecke genügt das jetzige Personal unserer Gesandtschaften, wie es ist, bis nach dem Abschluß der Wahlen. Die unumgängliche Voraussetzung aber ist und bleibt, daß man uns als Das anerkenne, was wir in Wirklichkeit sind: ‚Konstitutionelle Provisorische Regirung der Mexikanischen Republik‘.“

Persönlich, Herr Vertrauensagent, spreche ich hier gern aus, daß Sie, als Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika und

als geschickter, redlicher und wohlgesinnter Vertreter Seiner Excellenz des Herrn Woodrow Wilson, in mir den angenehmsten Eindruck hinterlassen haben; und vollkommen würdige ich den Ausdruck Ihrer Dankbarkeit für die Behandlung, die, Ihren Verdiensten gemäß, der Herr Präsident ad interim der Republik, Privatpersonen und ich selbst Ihnen in Mexiko angedeihen ließen. Ich wiederhole Ihnen, wie in meiner vorigen Note, die Versicherung meiner vollkommenen Hochachtung.

Der Staatssekretär des Auswärtigen Amts der Republik
F. Gamboa.

Herrn John Lind,
Vertrauensagenten des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika.

Marginalien.

Die Herren, die mir aus Mexiko die (bisher nicht ans Licht gebrachten) Augustnoten ihres Staatssekretärs sandten, bestimmte der Wunsch, Europäern, denen vom Wollen und Handeln der Mexikaner fast nur aus Washington oder aus London Kunde zusickert (und seit Monaten zuströmt), das Ereigniß Gewordene zu zeigen, wie sie selbst es sehen. Grimmig lachen sie der Zumuthung, an den von aller Schlacke des Eigennutzes gesäuberten Edelsinn der nordamerikanischen Vormacht zu glauben, deren Präsident dem Erdball vorgestöhnt hat, er könne nicht, dürfe nach seines Gewissens Pflichtbefehl nicht dulden, daß in der Nachbarrepublik ein Mann herrsche, dessen Hand vom Blut unschuldiger Menschen besudelt sei. Will, kann, darf Herr Wilson prüfen, in welchen Ländern auf dem höchsten Sitz Einer thront, dem das Blut Unschuldiger die Finger geröthet hat, und die Sterne und Streifen der United States an den Entschluß nageln, solche Länder, alle, in die Wahl neuer Kaiser, Könige, Präsidenten zu zwingen? Heischt er das Recht zu Rüge und Strafe nur just für Mexiko? Hat er glaubhaft zu machen oder gar bündig zu erweisen vermocht, daß Huerta zu dem Zweck mitgewirkt habe, die Brüder Madero zu töten? Nein. Wilson hieß, wie der Präsident, auch der Gesandte der Vereinigten Staaten, der die mexikanische Wirrniß in der Nähe sah und nach der Tötung der Maderos seiner Regirung empfahl, Huerta als Präsidenten anzuerkennen. Warum hat Washington diesem Rath nicht gehorcht? Warum bemakelt man den Träger unseres Vertrauens, ohne Beweisgrund, mit dem Verdacht der Mordstiftung und belästigt uns mit einem Ethos, das im Reich der Yankees nur als Exportartikel Marktwerth hat?

So fragen die Mexikaner; selbst die im Blutdunst langen Bürgerkrieges nüchtern gebliebenen. Und sie antworten: „Heuchlervorwand; die Vereinigten Staaten von Amerika wollen unsere Republik in ihr Machtsystem einklammern, unsere üppig erblühte Wirthschaft ausbeuten; drum fördern sie jede Rebellion, die das Gerüst unseres Staates lockert, und sträuben sich gegen die Herrschaft eines Starken, der, wie einst Porfirio Diaz, den Willen der Nation zur wuchtigen Wehr zu schmieden vermöchte." Was ist Wahrheit? Vernünftige Offenheit zwingt zu dem Geständniß, daß unser Blick in den Bündeln zusammengepackter Nachrichten den echtfarbigen Stoff nicht vom gefälschten sondern kann. Unwahrscheinlich klingt die Meinung, daß ernsthafte Leute in Washington die Annexion Mexikos planen. Die Vereinigten Staaten haben genug, haben zu viel Menschheit mit dunkler Haut und können weder wünschen, einen dichten Schwarm von Indianersprossen und hispano-indianischen Bastarden ins Mitbestimmungsrecht einzulassen, noch, alle ihrem Wesen fremden Stämme Mittel- und Südamerikas gegen den Uebermuth des Nordens zu waffnen und manche dadurch vielleicht auf den Weg zur Verständigung mit Japan zu drängen. Wahrscheinlicher ist die Absicht auf Wirthschaftbeherrschung. Noch sitzen in Nordmexiko Briten um reichlich fließende Oelquellen, die der dürre Arm Rockefellers längst gern umschlänge. Längst aber hat sich auch die Standard Oil Company ins Land Montezumas eingenistet; und die schlummernden Schätze der Mexikanererde haben aus der Nachbarrepublik einen Troß kühner Unternehmer herbeigelockt. Die Summe des in Mexiko angelegten, in Minen (Gold, Silber, Kupfer), Petroleumquellen, Eisenbahnen Zins suchenden amerikanischen Kapitals wird auf vier Milliarden Mark geschätzt. Möglich, daß Huerta als der Mann bekämpft wird, der des Willens und der Kraft verdächtig ist, diesem Kapital die breite Straße samt allen Schleichpfaden in ein Monopol zu sperren. Daß er eine Gefahr scheint, weil er England begünstigt oder auch nur, wie Diaz, um nicht am Wink der in Washington Regirenden zu hängen, jeden Versuch, die Geschäftsmänner der Vereinigten Staaten in Konkurrenz zu nöthigen, mit seinen sichtbaren und verborgenen Machtmitteln erleichtert. Möglich. Warum hehlen, daß wirs nicht wissen? Rechts wird er uns als ein von edlem Blute triefendes, der schmutzigsten Mächlerei verkauftes Scheusal, links als der selbstlose Patriot und würdigste Erbe des harten Porfirio Diaz gezeigt. Was ist Wahrheit? Ignoramus. Auch, ob ihm gelingen kann, sich auf der Höhe zu halten, die er in finsterer Sturmzeit erklettert hat. Heute heißts, er sei in den Hauptbezirken der kaum noch angefochtene Herr; morgen können wir wieder lesen, General Carranza, der Vertrauensmann des Sternbannerreiches, habe Provinzen und Herzen erobert, dem Rebellenheer lächle unter jeder Sonne der Sieg und

Victoriano sei ein halb schon Geächteter, den die nächste Stunde vom Firſt der Macht stürzen müsse.

Mich bestimmte zur Veröffentlichung der Noten (die von der würdigen Verkehrssitte mexikanischer Diplomatie so laut wie von ihrer pfiffigen Verschlagenheit zeugen) der Wunsch, an einem fernen, nicht von den Funken des Parteienhaders und der Gewinngier umknisterten Beispiel erkennbar werden zu lassen, daß noch der löblichste Wille, der Volksgenossenschaft, gar der Menschheit Gutes zu stiften, in Wirrniß entgleisen und Schlimmes schaffen muß, wenn er den Entschluß zu höchstem Machtaufgebot scheut. In Wilson glüht, unter der stillen Flamme eines vor Firnen nicht schwindelnden Geistes, männliche Seelenkraft. Bryan, sein Staatssekretär, ist ein derbes Demagogentalent, das genau weiß, wie man Oeffentliche Meinung macht und nützt. Zwei über den Durchschnitt ragende Männer mit reinen Händen. Sie möchten für ihr Vaterland Münzbares leisten; schnell auch dem Volksbewußtsein, das ihnen Souverain ist, die Erkenntniß einkerben, daß mit ihnen eines neuen Wollens Wirbel, neue, unverrostete Entschlußfähigkeit ins Amt kam. Internationale Politik? Wird nicht, kann nicht anders sein noch andere Behandlungmethode fordern als nationale. So hat der Dilettant immer, auch in der Welt der Basalte, gewähnt. Vor dem ersten Taſtschritt war einer Frage die Antwort zu finden; dieser: „Wollen und können wir, wenn sanfte Mittel versagen, gegen das Bergland Mexiko eine Guerilla, die Sieg verheißt, führen oder es durch eine Küstensperre aushungern?“ Dieser Hauptfrage biegt der Biedersinn friedlicher Schreibtischmenschen aus. „So weit wirds ja nicht kommen.“ Der Gegner wird an den Stellen reizbarer Schwachheit mit Nadeln gekitzelt; soll nicht im Lebensnerv getroffen, in Ohnmacht geduckt, nicht einmal ernstlich geschwächt, nur gedemüthigt werden. Damit das Prestige der neuen Männer schwelle, der Glaube an ihre Magierkunst sich einwurzle. Der Gegner bäumt sich, erfühlt seinen Vortheil und schanzt sich in den Wall des Nationalstolzes. „Der Fremdling will uns gebieten? Ohne Kampf nach Siegerrecht schalten? Auf unserer eigenen Erde uns Schmach anthun?“ Huerta, dessen Gefolgschaft schon splitterte, unter dem die dünne Säule zu schwanken begann, wird der Wahrer der Landesehre, der Schirmer unverjährbarer Volksfreiheit. Ihm, auf den sich vor Wilsons Eingriff die Schatten der Nacht senkten, jauchzt der Kongreß zu. Und ein Entscheidung bringender Rebellensieg kann den United States nicht mehr ersetzen, was, in Mittel- und Südamerika, das Irrlichteliren friedfertiger Dilettanten ihnen verloren, verschwatzt und verzaubert hat. Sahest Du, frommer Deutscher, nirgends noch, niemals diesem ähnlichen Vorgang?

Kinderrecht.

„Nicht nur fort sollst Du Dich pflanzen, sondern hinauf." Du sollst Dich fortpflanzen! Noch dieser kategorische Imperativ ward fraglich. Schon tritt neben das Zweikindersystem das Keinkindersystem. Junge Eheleute des Kleinbürgerstandes sagen: Wir können uns den Luxus „Kinder" nicht leisten; es reicht gerade für uns Beide. Dies Thema variirt je nach Klasse und Stand in den höchsten Kreisen und allen Mittelschichten bis in die Arbeiterwelt. Kinder sind Unruhe, Verantwortung, Selbstverleugnung, sind gestörte Tage, sind gestörte Nächte.

„So will ich Ihnen vom Verächtlichsten sprechen: Das aber ist der letzte Mensch!" Der Mensch ohne Sehnsucht, ohne Stern, dem Liebe bloße Begierde ward, dessen Wollen nur nach Behagen zielt. „Der letzte Mensch lebt am Längsten." Er lebt auf Kosten der Menschheit. Mit anderen Worten: die sinkende Geburtenrate, sinkend durch willkürliche Beschränkung der Kinderzahl, ist ein Symptom geminderten Lebenskampfmuthes, ein Zeuge wachsender Feigheit und Schwäche. Die sinkende Geburtenrate gefährdet das betroffene Volk und schließlich das Menschthum. Nach Zahl nicht nur, sondern auch nach Art: Der letzte Mensch ist auch der am Kläglichsten entartete Mensch.

Fortpflanzung ist zunächst eine persönliche Angelegenheit, Selbstbestimmung zu Zweien; ihre Verhinderung ist unter Umständen eine That; Beschränkung der Kinderzahl gemäß den Erziehungmöglichkeiten erscheint an sich sittlich und privatwirthschaftlich gerechtfertigt. Wo aber ist die Grenze der Entscheidung für Väter und Mütter? Wägen und messen sie überhaupt? Oder sind sie nur träg und feig? Wollen doch, trotz bester Gesundheit und guter Vermögenslage, heute viele Männer und Frauen in Großstadt und Provinz keine oder höchstens zwei Kinder. Man scheut den Daseinskampf, fürchtet die mit allem Sein und Werden verwobenen Gefahren. Aengstlich umschleicht man das Feld, wo der Zukunft Hoffnungen schlummern. Vernichtet die Saat, die aller Ernten Möglichkeiten birgt.

Wie viel dabei an Werthen verloren geht: Dessen ist man sich noch kaum bewußt. Elternschaft erzieht; sie bindet, mildert, gleicht aus; sie ist schöpferisch, bereichert und läßt Quellen sprudeln. Sie schützt den Mann vor der Jagd nach Seifenblasen, vor der Oede des Wirthshauses; sie bewahrt das Weib vor widerlicher Leere und dem Melodrama der sogenannten Unverstandenheit. An die Stelle gesunder, sinnenfroher Elternschaft tritt durch das

Kein-, Ein- und Zweikindersystem leicht die unsaubere Liebschaft mit dem „Dritten", die üble Fratze der großen Liebe und ihrer Tragik. Der Menschheit Durchschnitt ist nicht reich genug, um ohne Kinder Werthe zu entfalten. Kinderlosigkeit oder wenige Kinder: Das bedeutet Verarmung. Es ist, als räche sich die Seele an der körperlichen Unfruchtbarkeit.

Aber die Frage hat noch ein anderes Gesicht. Ein sehr ernstes Gesicht. Die gute Naivetät, mit der man in einfacheren Zeiten Kinder als Pfand Gottes nahm, wich zum Theil einem vertiefteren Verantwortungsgefühl. Wich Dem: Nicht nur fort sollst Du Dich pflanzen, sondern hinauf. Eltern möchten ihren Kindern bieten, was ihnen selbst versagt war, freie Berufswahl, Studium, künstlerische Ausbildung. Weit hierüber hinaus wird die Beschränkung der Kinderzahl für große Massen des Arbeiterstandes (ohne den Rückhalt einer gesicherten öffentlichen Jugendfürsorge) zur Voraussetzung der Selbsterhaltung. Wo man von der Hand in den Mund lebt, wo die Frau erwerben muß, wo jede Krankheit mit Armuth bedroht, jede Schwangerschaft und Entbindung erhöhte Auslagen bei verringerten Einnahmen bedeutet und vom Schreckgespenst der Verschuldung begleitet ist: da wird die Beschränkung der Kinderzahl zum Ausdruck bewußter und tapferer Enthaltsamkeit, von Beherrschung und Vorsorge. Besser weniger als hungernde Kinder.

Privatwirthschaftlich ist es besser. Volkswirthschaftlich aber geht es ans Kapital (sowohl nach Quantität als auch nach Wesensart), wenn die Geburtenziffer stark abnimmt. Eine gute Weile mag der Rückgang verschleiert bleiben durch die Abnahme der Sterblichkeit, namentlich der Säuglingsterblichkeit. Doch die Abnahme der Sterblichkeit hat und behält ihre feste Grenze an der Gewißheit des Todes. „Sicherer, daß ein Mensch Vorfahren hat, als daß er Nachkommen haben werde." Die Abnahme der Geburten kann weiter gehen, bis zur Selbstvernichtung. Bedeutet doch sinkende Sterblichkeit zum Theil Volksvergreisung und Verkränkelung. Zu viele schwächliche Kinder, zu viele Untaugliche, zu viele alte und sieche Menschen erhält unsere ärztliche Kunst und Hygiene. Wo nicht Verjüngung durch einen guten Geburtenstand entgegenwirkt, lauert der Niedergang.

Eine weitere Verschlimmerung droht, weil es der klügere, seiner Verantwortung bewußtere Theil der großen Massen, weil es der Arbeiter Elite ist, die ihre Kinderzahl beschränkt und deren Gebärtüchtigkeit dadurch (vielleicht) auch potentiell abnimmt. Inländisches Lumpenproletariat kennt gleich ausländischen Kulis

keine Voraussicht. Keine Sorge um den Nachwuchs hemmt ihre brutale Vermehrungfähigkeit. Allseitig und empfindlich ist so neben der Zahl die Volksart bedroht. Schon erörterten organisirte Arbeiter (also die intelligentesten ihrer Klasse) den „Gebärstrike“. Sie werden keinen Gebärstrike organisiren. Gewiß nicht. Aber die bloße Erörterung ist zugleich Symptom und Suggestion.

Ein innerer Feind saugt uns das Mark aus den Knochen. Langsam, aber sicher. Griechenland und Rom gingen unter. Alte Kulturen erlagen zu allen Zeiten dem Ansturm junger, zeugungfroher Barbaren.

Wie stellt sich Gesellschaft und Staat dazu? Glauben sie, durch Versicherunganfätze, Stillprämien, Säuglingheime und Jugendschutzkongresse, durch all solche unzureichenden, zerstreuten und gelegentlichen Veranstaltungen den Feind zu bannen? Ganz andere Rüstung, starke und kostbare Rüstung ist nöthig, wollen wir in später Stunde siegen; wollen wir den organisirten, aber heimlich sein Werk treibenden „Gebärstrike“ durch organisirte, mit Kultur gewappnete Gesetzesmacht niederringen.

Noch immer geht der Geist des alten Malthus um. Tief eingenistet unserem öffentlichen Bewußtsein, unserem öffentlichen und bürgerlichen Recht. Prämien setzt er auf die Gewissenlosigkeit ehelicher und unehelicher Väter; Lasten und Schande häuft er auf eheliche und uneheliche Mütter. Seine schwersten Sünden sind seine Verstöße gegen den Heiligen Geist der Kinderrechte; sie macht er zu einem Wechselbalg, sie giebt er preis allen Zufällen der Umwelt. „Es mag hart erscheinen, daß Mutter und Kind für die Schlechtigkeit des Vaters leiden sollen, aber es ist eins der unabänderlichsten Naturgesetze zur Verhinderung der stets drohenden Uebervölkerung.“ So Malthus. Als einzige Eindämmungmöglichkeit gilt ihm Schande und Noth ihrer Opfer. Da meist nur bei der Frau das Vergehen nachweisbar ist, sie die Gesellschaft stärker belastet als der Mann, so muß sie (nach Malthus) auch die größere Brandmarkung und Verelendung treffen; sie und ihr Kind; mögen sie zu Grunde gehen; der Staat hat der Mäuler all zu viele. Diese Lehre, die in England rasch Wurzel faßte, fiel in die Zeit, da man in Frankreich die Erkundung der Vaterschaft verbot. Siegend zog sie von Land zu Land, behauptete sich länger als ein Jahrhundert. Noch heute tönt aus unserem Armenwesen, unserem Familienrecht das Echo der Uebervölkerunglehre. Ein Vater und sein uneheliches Kind gelten nicht als verwandt; es gehört in die Mutterfamilie; Alimente nach dem Stand der Mutter. So ist die uneheliche Vaterschaft nach wie vor mühelos und preiswerth.

Nicht eher werden wir des Neomalthus Herr, bis wir den Malthus mit Pech und Schwefel ausräuchern. Als Malthus sein Werk über die Bevölkerung schrieb, als Napoleon sprach: „La recherche de la paternité est interdite“, zeigte die Statistik fast in ganz Europa ein rasches Steigen der Geburten. Im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhundert waren in Irland zwei Millionen Einwohner mehr als heute hungernd zusammengedrängt. Noch hatten Dampfschiff und Eisenbahn den Erdball der Auswanderung und dem Weltmarktverkehr nicht erschlossen. Totbringende Armuth und geschlechtliche Enthaltsamkeit aus Furcht vor Armuth: Das sind nach Malthus die unerläßlichen Regulatoren zur Erhaltung des Gleichgewichtes von Bevölkerung und Unterhaltmitteln. An die malthusische Ueberbölkerungtendenz schloß sich Darwins natürliche Auslese und Ricardos ehernes Lohngesetz. Dreifache „Vogelscheuchen“ sozialer Reform. Sie alle sind wissenschaftlich heute tot und begraben. Allein sie spuken weiter im Gesetz und im Bewußtsein seiner Ausleger und Vollstrecker. Sie beherrschen noch immer unser gesellschaftliches Sein. Als gewaltige Rächer der vergewaltigten Natur zeugten sie den Neomalthus. Und damit die Gefahr der Untervölkerung.

Schon muß Frankreich auf den dreijährigen Militärdienst zurückgreifen. Doch schuf sich Frankreich auch ein neues Kinderrecht in trefflichen Gesetzen. Ihm folgten Ungarn, England und Belgien. Gesondert vom Rechte der Erwachsenen haben sie einen großen Theil des Jugendschutzes einheitlich geordnet, haben in praxi eine soziale Theorie des Kinderrechtes fest begründet.

Diesen Weg muß auch Deutschland gehen, muß ihn breit und tief anlegen, ihn ausbauen, bis aus der Wildniß urbarer Boden, gesegnetes Kinderland wird. Bis eine soziale Theorie der Kinderrechte, eine Soziologie des Kindes rein und stark sich herausbildet. Ansätze hierzu sind in Fülle verstreut. Längst wich die elterliche Gewaltherrschaft römischer Herkunft dem Kinderrecht auf elterliche Fürsorge. Seine Erfüllung überwacht und ergänzt der Staat. Neben dem bürgerlichen besteht schon heute ein öffentliches Kinderrecht auf Erziehung, Schutz und Schonung, das mit der Zukunft des Kindes die Zukunft der Gesellschaft sichern will. In diesem Sinn entstand die Volksschulpflicht, entstanden Verbote und Beschränkungen kindlicher Erwerbsarbeiten; Gebiete, wo unendlich viel zu erweitern und zu erneuern bleibt. Doch schon in unzulänglicher Gestalt mehren und erschweren diese und andere staatliche Anforderungen vielfach die elterlichen Lasten und Aufgaben, ohne entsprechende öffentliche Hilfe zu ihrer Be-

wältigung. Waren doch Kinder früher nicht nur Münder, Verzehrer, sondern auch „Hände, Helfer, schon im zartesten Alter.“ Der Staat befiehlt hier, verbietet dort, ohne die gegebene Folgerung seiner obervormundschaftlichen Eingriffe in die den Eltern verbliebenen Bestimmungrechte zu ziehen. Kinderelend und Geburtenabnahme sind die Quittung für sein Versagen.

So lange man beim Kampf für höchste Werthe um Pfennige feilscht, so lange die öffentliche Jugendfürsorge Stück- und Flickwerk bleibt, so lange wird auch der Gedanke an den Gebärstrike fortwuchern. Nicht Armenpflege noch Wohlthätigkeit, nicht Jung-Deutschland noch Jung-Centrum kann das Rad einer bösen Entwickelung aufhalten. Ohne systematisch-großzügigen Jugendschutz für alle Stadien kindlichen Lebens von der Geburt bis zur Mündigkeit, ohne öffentliche Wahrung und Unterstützung der Elternschaft im Ausmaß unserer ganzen hygienischen und erziehlichen Kultur wird mit der Zahl auch die Volkswesenheit sinken.

Helene Simon.



Selbstanzeige.

Maskenkünste. Betrachtungen und Charakteristiken. Verlag von G. D. W. Callwey in München.

Obgleich ich das Theaterleben der letzten zehn Jahre in dreifacher Eigenschaft, als Schauspieler, Regisseur und Intendant, und immer mit Lebhaftigkeit verfolgt habe, schrieb ich doch nicht öfter als zweimal jährlich. Das Wichtigste aber glaube ich dabei aufgegriffen zu haben und lege es in diesem zweiten Band meiner „Schauspielersehnsucht“ vor. Das Theater ist mir Ziel und Mittelpunkt. Ich weiß Manches von ihm, doch ohne exakte wissenschaftliche Unterlage. Das intuitive Gefühl vom Wesen und Wirken des Theaters bestimmt meinen Standpunkt, der deshalb nur wenig von der Geschichte und der zeitgenössischen Kritik beeinflußt ist. Aber gerade deshalb auch ists keine Kampfschrift geworden; höchstens ein Bekenntniß. Wenn ich aber heute auf die zahllosen „Revolutionen des Theaters“ der letzten zwei Jahrzehnte zurückblicke und ihre Resultate abschätze, so merke ich, daß mich mein Gefühl stets gut berathen hatte; und so, hoffe ich, wirds auch mit den Urtheilen sein, die nun in den „Maskenkünsten“ stehen.

Wien. Ferdinand Gregori.

Delacroix und die Anderen.*)

Das Farbige war Delacroix' Blut, seine Sprache, sein Leben, der ganz organische Bestandtheil einer unübersehbaren Welt, war trotz allem Verstandes- und Gesetzmäßigen, das ihn leitete, von dem wir winzige Bruchstücke erblicken können, räthselhaft wie der Blick auf ein Antlitz, in dem wir plötzlich, weil die Stirn sich ein Wenig verzieht, weil der Mund einen Laut ausstößt, in einer Sekunde ein Verbrechen, ein Unglück, ein Drama, eine höchst verwickelte Situation entdecken. Seine Farben sind wie seine Natur; und Das, was uns bei ihm Natur scheint, ist wie seine Farben. Wir wissen, wie gewissenhaft er studirte. Doch scheint er nicht den Umweg über die Natur gebraucht zu haben, um seine Menschen lebendig zu machen. Sie sind nur für das Bild gedacht, sind Lichter und Schatten. Auch die Ophelia im Wasser, der Christ im Oelgarten, die Kreuzfahrer sind

*) Ein neues Buch von Meier-Graefe. Bei Piper in München erscheints und heißt „Eugène Delacroix; Beiträge zu einer Analyse. Mit hundertfünfundvierzig Abbildungen, zwei Faksimiles und einer Anzahl unveröffentlichter Briefe". Name und Wesenheit des Autors bürgen dafür, daß in dem Buch nicht nur, nach dem Schnürchen, von Delacroix geredet wird. Auch von Rubens und Poussin, Rembrandt und Tizian, Rafael und Van Gogh; von allen Zeiten und Zonen würdigen Kunstbetriebes. Herr Meier-Graefe hat in seinem Vaterland, das sich so gern und unmuthig gegen Persönlichkeit wehrt, viel Feindschaft geerntet; in die Farbe scheeler Wuth erblühte besonders, seit er, der oft allzu blind eifernde Wegbahner jungen Wollens, sich schroff gegen eine Homunkelkunst gewandt hat, die von kalten Rechnern aus dem Verstand gezeugt werden soll. Größer ist seitdem aber auch die Schaar Derer geworden, die an ihm noch die scheckige Seelenhaut, in ihm noch das Sprühteufelchen lieben. Das quirlt, wie der bocksfüßige Schwarze in der Kinderspielflasche, nach oben, wenn auf die empfindliche Stelle gedrückt worden ist. Speit auf Boecklin, nennt, fuchtelnd, den noblen Velazquez einen üblen Kitchier, rempelt auch mal Liebermanns Kunstpolitik an und freut sich allerlei lauten Getoses. Doch dahinter wacht ein ernster Wille zu feiner Kunst und Kultur. Der hat uns die deutsche Jahrhundertausstellung beschert, den Pfad des armen Marées erhellt, Deutsche den Greco sehen, empfinden gelehrt und Bücher geschaffen, die den Ton und den Duft anmuthig gährender Persönlichkeit haben. Ein höllisch, zum Entzücken gar lehrreiches Symptom ists, daß die Hauptprovinzen der Presse sich ihm fast völlig verschließen. Was wird nicht in die Kritik Bildender Kunst zugelassen! Dieser? Höchstens als für kurze Frist geduldeter Gast. Doppelt nöthig ists drum, auf seine Bücher hinzuweisen und, immer wieder, den Landsleuten zu sagen: Lest; und seid, noch im Zorn über seine Schrullen, froh, daß er ist.

Lichter und Schatten. Und sie erscheinen uns deshalb im Bild so natürlich wie die räthselhaften Erscheinungen der Luft und des Lichts in der Natur, vielleicht sogar natürlicher als in den Werken der Dichter. Das Eine, das Delacroix giebt, indem er sich auf das Bildhafte beschränkt, giebt so vollkommen alles Uebrige, daß wir, fern von dem Werk, das Gedenken an die Gestalten mit uns tragen, so, als ob wir mit ihnen gelebt hätten. Sind seine Thiere Natur? Wir wissen von Taine über Delacroix' Thierstudien*) und besitzen viele Dokumente darüber von Delacroix selbst. Doch erklären sie nicht die Wahrscheinlichkeit seiner Löwen, Tiger und Panther. Man sieht selten Löwen bei uns in der Wirklichkeit, die nicht ein Bischen komisch wirken. Delacroix wird in der Natur auch keine anderen gesehen haben. Er hat mehr an den zahmen Katzen gelernt als an den Raubthieren im Jardin des Plantes, wo er mit Barye zeichnete. Sein Schüler Planet erzählt, daß ihm, als er einmal für Delacroix eine Palme malen sollte und kein Modell zur Hand war, der Meister einen Topf Nelken gab mit der Weisung, ihn für die Palme zu benutzen.**) Auf gleichem Weg wurde vielleicht der Hühnerknochen, den der Kater verzehrte, zu dem Kadaver des Inders, den der Löwe zerfleischt. Doch sind die Löwen, Tiger, Panther usw. wilde Bestien, die irgendwo in der Wildniß hausen. Man glaubt an diese Rachen, diese „mâchoire montée sur deux pattes", wie Taine sagt; noch mehr an das Fletschen des Rachens, an das Schleichende, Geduckte und das Phantastische der Sprünge, an die ungeheuerlichen Kämpfe, an das Hingeschleuderte, Gelähmte, Lächerliche der Beute unter den Pranken. Und Das ist, Alles, trotz der Wahrheit nicht schrecklich, sondern weich und anziehend, daß man streicheln möchte. Man sieht dem Furchtbaren zu wie einem Fest.

So wirken alle Dramen von Delacroix. Die Handlung giebt ihr aktuelles Element einer höheren Welt ab und erscheint nur noch als bewegte Form. Das Höhere, das eigentlich Löwenhafte ist die Hand des Malers. „Quand Delacroix peint", schrieb Van Gogh, der auch

*) In seiner „Philosophie de l'art en Italie" (Paris 1866) spricht Taine von den „Divinations zoologiques de Delacroix". Delacroix erzählte ihm von seinen anatomischen Studien nach einem toten Löwen. „Ce qui l'avait le plus frappé, c'est que la patte antérieure du lion était le bras monstrueux d'un homme, mais tordu et renversé. Selon lui il y a ainsi dans toutes les formes humaines des formes animales plus ou moins vagues qu'il s'agit de démêler; et il ajoutait qu'en poursuivant l'étude de ces analogies entre les animaux et l'homme on arrive à découvrir en celui-ci ses instincts plus ou moins vagues par lesquels sa nature intime le rapproche de tel ou tel animal."

**) Delacroix fügte hinzu: „Tout ce qui dans la nature se rapproche en petit ou en grand de l'objet que vous avez à peindre doit vous servir, à défaut du modèle véritable."

Etwas von der gleichen Art besaß, „c'est comme le lion qui dévore le morceau“. Ich habe die große Skizze mit dem Löwen und dem todten Pferd vor mir, das Motiv, das ähnlich in der Lithographie von 1844 wiederkommt. Auf dem Bild liegt der Leichnam des Gaules auf der rechten Seite. Der Löwe ist von links darauf gesprungen und hat beide Vorderpranken, die ungeheuren Hebel einer Höllenmaschine, auf dem Kadaver. Der Kopf blickt fletschend zurück nach einem verborgenen Feind, der auch auf die Beute lauert. Das ganze Bild ist in ein paar Stunden gemalt, die Leinwand ist kaum bedeckt. Man sieht nur die Bewegung, die aufs Aeußerste gespannte Vitalität des Raubthiers, das absolut Tote der Beute. Die Bewegung des Löwen füllt das ganze Bild. Ein Blond, von etwas Weiß in den Lichtern erhellt, geschwärzt in den kolossalen Konturen, dehnt sich über die ganez Fläche und scheint das fahle Grau des Kadavers zu verschlingen. Die pfeilschnellen Striche sind wie Miasmen des Löwenhaften. Das Schauspiel steckt in der ganzen Atmosphäre.

Das Schauspiel ist durchaus nicht immer tragisch, der Löwe ist nie eo ipso das schreckliche Ungeheuer; er ist Das, was Delacroix aus ihm macht. In dem „Daniel in der Löwengrube“ unterwerfen sich die Bestien gehorsam der Legende, wie gebannt von dem Zauber eines Orpheus, und die Wildheit, die ihnen Delacroix läßt, paart sich mit einer Nuance von Komik. Und die Komik ist keineswegs willkürlich, entstammt so gut der Natur wie das Grausige. Sie interpretirt eben so sicher das Motiv, das nicht geistvoller dargestellt werden könnte, wie eine thatsächliche Eigenschaft der Thiere. So ist es immer bei Delacroix. „Nul après Shakespeare“, schrieb Baudelaire, „n'excelle comme Delacroix à fondre dans une unité mystérieuse le drame et la vérité!“ Das unterscheidet ihn von allen Nachfolgern. Sie sind nicht weniger wahr, aber ihre Wahrheit hat nicht den Preis der seinen, ist nie den Gefahren der seinen ausgesetzt, überwindet sie nicht so siegreich. Nie erscheint die Natur als das Primäre, das ihn zur Gestaltung trieb. Sie bleibt das Mittel, eine gehorsame Gehilfin. Thiere, Menschen, Landschaft, selbst die gleichgiltigsten Dinge spielen das Stück, das er aufführt. Aber die Gehilfin büßt nie ihre Würde ein. Sie muß sich Opfer gefallen lassen, nothwendige, rationelle Opfer, die der Kritik zu Zeiten Delacroix' und auch ihm selbst, dem unerbittlichsten seiner Kritiker, manchmal wie Fehler erschienen, die wir, an Opfer nur zu gewöhnte, nicht mehr bemerken; nie wird sie zur mißhandelten Sklavin. Gleich neben unserer Bewunderung der kühnen Phantasie steht die sichere Zuversicht: Das muß so sein. Die Möglichkeit, Delacroix könne je gegen die Natur sündigen, ist ausgeschlossen. Man führt diesen Eindruck gern allein auf die Macht der Empfindung zurück, die keine Kontrole erlaubt. Aber auch solche Erklärungen sind unkontrolirbar. Die Sicherheit Delacroix' beruht auf dem Reichthum des Repertoire, das für alle Empfindungen, für alle Uebertreibungen im Namen der Empfindung, Belege des Natürlichen bereit hat.

Diese größte Eigenschaft entfernt Delacroix ein Wenig von seinen lateinischen Verwandten, auch von seinem geliebten Rubens, und nähert ihn dem großen Erhöher der nordischen Vorstellungwelt. Rembrandt hat an der Genesis Delacroix' keinen unmittelbaren Antheil. Den Werdenden trieb es immer wieder, das Ungestüme seiner Jugend an der stillen Erhabenheit des Urbinaten zu klären. Ueber der Auseinandersetzung mit Veronese und Rubens und mit dem Gegensatz zwischen Rubens und Raffael, in dem er einen der vielen Gegensätze seines eigenen Wesens wiederfand, vergaß er anfangs den Dritten, der von Beiden gleich fern war. Rubens und Raffael waren ihm Gehilfen. Er soll morgens, bevor er an die Malerei ging, immer ein paar Augenblicke nach Werken der Beiden gezeichnet haben. Wir können uns denken, daß er, wenn der rubenshafte Drang die Hand zittern machte, nach Raffael griff, um sich ruhig zu machen; wenn er die gefürchtete „Paresse“ fühlte, die Lässigkeit des Träumenden, der das Bild lieber im Geiste behielt, nach Rubens. Die Beziehung zu Rembrandt war platonischer, stellte sich ohne sein Dazuthun ein, kam mit der Reife. Sie giebt der Maniera magnifica die sonore Tiefe.

Im „Journal“ kann man das Verhältniß verfolgen. In den ersten Jahrzehnten kommt kaum der Name vor. Raffael ist der Gott Die schöne Geste, die Perfektion in jeder Einzelheit, die Majestät der Gestalten des Urbinaten gehen ihm über Alles. 1851 vertraut er dem Tagebuch eine „Blasphemie“ an. Er hat mit unbegreiflicher Härte die vermeintliche Trockenheit und Inkohärenz der Theile in den Bildern Poussins gerügt und findet den selben Mangel an Zusammenhang in Raffael. Wie anders Rembrandt! Vielleicht, schreibt er, wird man entdecken, daß Rembrandt ein viel größerer Maler als Raffael war. Er beschränkt die Ueberlegenheit nicht nach bekanntem Rezept auf das handwerkliche Gebiet. Wohl ist ihm Rembrandt mehr Maler, „plus nativement peintre“, zugleich aber auch ein schlechterdings höherer Werth, der Repräsentant eines größeren Ausdrucks, eines geistigeren Begriffs der Wahrheit. Rembrandt besitzt vielleicht nicht im Einzelnen die absolute Erhabenheit, die der Größe gewisser Gegenstände Raffaels entspricht; dafür besitzt er sie in der Erfassung des Motivs, in der tiefen Einfalt des Ausdrucks.

Auf einer Seite des „Journal“ von 1853 kommt es zu einer weitgehenden Auseinandersetzung mit Rembrandt, Rubens und den Venezianern, aus der sich die Stellung zu Rembrandt mit aller Deutlichkeit ergiebt. Es ist von den Verzichten die Rede, die das Malen verlangt. Delacroix glaubt an die Nothwendigkeit vieler Opfer, aber mag nicht, daß der Künstler sie sehen läßt. Rembrandt erreicht mit diesen sichtbaren Opfern schöne Wirkungen, und an ihm stört die Art nicht, weil sie ihm natürlich ist. Dem Schreiber des „Journal“ wären sie nicht natürlich. Auf diese Betrachtung bringt ihn das soeben gemalte Portrait des Sammlers Bruyas, das in jeder Hinsicht vollendetste der wenigen Bildnisse. „Rembrandt hätte nur den Kopf gezeigt,

Hände und Kleidung wären kaum angedeutet worden. Ohne sagen zu wollen, daß mir die Art, die alle Einzelheiten gemäß ihrer Bedeutung sehen läßt, unbedingt lieber ist (denn ich verehre Rembrandt über alle Maßen), fühle ich, daß mir seine Wirkungen nicht liegen. Darin gehöre ich zu den Italienern. Veronese ist das Nec-plus-ultra der Darstellung aller Theile, auch Rubens, der vielleicht in seinen pathetischen Bildern vor Veronese den Vortheil besitzt, mit gewissen Uebertreibungen die Aufmerksamkeit auf die Hauptsache zu lenken und die Stärke des Ausdrucks zu vergrößern. Bei Alledem liegt in dieser Art etwas Künstliches, das eben so fühlbar und vielleicht noch fühlbarer ist als die Verzichte Rembrandts und das Unbestimmte seiner nebensächlichen Dinge. Weder der Eine noch der Andere befriedigen mich ganz für Das, was ich brauche. Ich möchte (und glaube, ich erreiche es oft), daß das Künstliche gar nicht gefühlt und das Wichtige doch hervorgehoben wird. Das läßt sich wiederum nur mit Verzichten erreichen. Aber diese Opfer müssen, um meinen Wünschen genug zu thun, viel versteckter (infiniment plus délicats) sein als in der Art Rembrandts." So weit der Theoretiker und Kritiker Delacroix, der, trotz seinem einzigartigen Scharfsinn, immer weit hinter der Intuition des Malers zurück blieb. Er hat hier das Wesentliche seines Verhältnisses zu Rembrandt mindestens angedeutet. Die Ergänzung ist leicht in den Bildern zu finden.

Der „Daniel in der Löwengrube" ist eine der vielen Brücken und wohl die deutlichste. Es giebt zwei Fassungen des Motivs. Die erste, im Museum von Montpellier, wo auch der Bruyas hängt, entstand 1849; die zweite, viel glücklichere, in der Sammlung Behrens in Hamburg, ist 1853 datirt. Beide weisen, und zwar in ganz verschiedener Art, auf die Welt Rembrandts. Die erste Fassung erinnert sogar in einer Schwäche der Komposition an ihn, dem etwas willfürlichen Ausschnitt mit den Zuschauern oberhalb der Höhle. Etwas von nordischer Unbeholfenheit steckt in dem Bild, von der Schwerfälligkeit der Engel Rembrandts, von dem Rembrandt der mittleren Zeit, als die Wucht noch nicht alle Einzelheiten gleichmäßig durchdrang. Ich glaube, Delacroix hat diese Schwere wie Würze genossen, so, wie sie uns erscheint, wenn wir im Louvre nach der Schwelgerei in den Venezianern vor das Dunkel des Holländers treten. Er hat sie oft als Würze in seinen eigenen Bildern, wo sie dem kühnen Schwung irgendwo eine wohlbewußte Hemmung entgegensetzt, wie um unsere Lust einen Augenblick zum Bewußtsein kommen zu lassen. Diese beschwichtigende Hemmung, die zu Steigerungen führt, trägt auch in der späteren Fassung des Daniel zu der geheimnißvollen Wirkung bei. Das Bild wirkt langsamer als das frühere. Es sieht dunkler aus, dunkel wie ein Rembrandt. Aber das Dunkel ist wie bei Rembrandt Tiefe. Es hindert nicht die Gestalten. Sie erscheinen viel harmonischer und reiner als auf der ersten Fassung. Alles, was dort Materie blieb, ist hier Geist geworden. Auch das Rembrandthafte schein vergeistigt. Die Be-

wegung, die der alte Meister mit gehäuften Farben erreichte, kommt mit einem spiegelglatten dünnen Auftrag zu Stande und läßt trotzdem die ganze Fläche fibriren, sondert trotzdem die Licht- und Schattentheile zu ordnenden Massen. Der Pinsel entlockt spielend die Erscheinung der Fläche. Die drollige Löwin im Hintergrund links ist noch halb Pinselstrich geblieben und scheint die zarte Farbe zu lecken, die sie entstehen ließ. Trotzdem dröhnt die Höhle von der Wucht der Körper. Der Engel, kräftig wie der Engel Rembrandts auf dem Tobiasbild des Louvre, hat doch das Magische, das unsere Vorstellung beflügelt. Und das Magische ist ein tiefer, aber kristallklarer Farbenakkord, mit einem gedämpften Rosa im Licht, da wo sich die Erscheinung zu der rührenden Jünglingsgestalt verdichtet, und einem leuchtenden Smaragd im Dunkel. Man versteht, was in dem „Journal" mit den „delikaten" Opfern gemeint ist.

Delacroix steht zu Rembrandt wie zu Raffael. Der Vorgänger erscheint wie die breite Vorstufe einer rein geistigen Macht. Poussin steht ähnlich zu Tizian. Nur bedroht seinen Verzicht die Durchsichtigkeit der wundervollen Methode. Delacroix scheint Rembrandt zu lösen und wiederum gleich dicht und mächtig zu einer nicht weniger tiefen Mystik zusammenzuballen. Vergessen wir nicht, daß, wenn auch der Maler Delacroix ohne Rembrandt zu denken ist, wir nicht fähig wären, ihn zubegreifen, hätte nicht Rembrandt jene Welt von Gleichnissen erschlossen.

Die Thierbilder haben Delacroix die kühnsten Gleichnisse gegeben. Auf einem Bild, das 1856 datirt ist*), wird eine halbnackte Frau von einem Tiger angefallen. Die Situation ist, in die Wirklichkeit übertragen, so graß wie möglich. Die Bestie beißt die Unglückliche in die Brust. Der Künstler erfindet eine das Bild wie eine lose Schlinge durchziehende Arabeske. Thier und Mensch werden eins. Der schmerzliche Seufzer, mit dem die Getroffene über den geschmeidigen Leib des Tigers hinsinkt, könnte höchste Wollust sein. Und nichts wie eine wahrhaft göttliche Wollust empfindet man beim Betrachten der blutigen Idylle. Eine verwandte Umschlingung von Mann und Löwin hat Robaut in seiner schönen Faksimile-Sammlung lithographirt. Der Mann mit dem Schwert in der Faust liegt (halb sitzend) auf der Erde. Die Bestie umarmt ihn mit einer ungeheuerlichen Geberde. Die Sachlichkeit, mit der der Besiegte, dem nicht einmal zum Entsetzen Zeit bleibt, und der möderische Mechanismus der Löwin erfaßt ist, rivalisirt mit der statuarischen Größe der Gruppe.

Wie viele Monumente stecken in Delacroix! Manche seiner Thierbilder, wo die Bestie sich allein in Umrissen, die Gebirgen gleichen, vom Horizont abhebt, könnten, meint man, so, wie sie sind, in Plastik übertragen werden. Nie wurde es versucht. Nie hat ein Barye diese Monumente geahnt. Rodin kam in sehr seltenen Momenten in

*) Robaut legt es in das Jahr 1852.

die Nähe der Sphäre. Neuere haben sich durch schematische Vereinfachungen die Arbeit zu leicht gemacht. Delacroix' Vereinfachung ist immer ein Bereichern der Natur, nicht nach einer Richtung, sondern nach unzähligen. Nie hemmt das Plastische die Fülle des Malerischen. Da, wo man soeben noch das Statuarische der Gruppen bewunderte, löst die Farbe Alles in fließenden Prunk. Auf der Löwenjagd der Sammlung Wolde formen sich unmerklich die farbigen Flecken zu gewundenen, gestreckten, springenden Leibern. In der Löwenjagd der Akademie in Petersburg ist der Vorgang zu einer fließenden Materie geworden, deren hinreißende Schönheit die Gespanntheit des Motivs überwindet. Die blauen Töne auf der rechten Seite des Bildes, wo sich nur die Landschaft den Blicken zeigt, halten die stark bewegte Szene auf der anderen Seite im Gleichgewicht und produziren die Quelle des Rhythmus, der sich über die ganze Fläche ergießt.

Das große Löwenbild von 1854, im Museum von Bordeaux, war die reichste Beute dieser unerschöpflichen Jagdgründe des Künstlers. Es wurde 1870 durch den Brand des Rathhauses von Bordeaux schwer beschädigt. Wir können uns aber mit dem übrig gebliebenen Fragment und der ein Jahr später gemalten viel kleineren Variante, in der nur die Landschaft wesentlich verändert ist, einen Begriff von dem Werk machen. Es hat ungefähr das Format der großen Löwenjagd von Rubens in der Münchener Pinakothek (3,60 breit, 2,60 hoch) und erscheint vielleicht schon aus diesem Grund als der am Meisten rubenshafte Delacroix. Es ist eine seiner kühnsten und wildesten Phantasien. Ein Knäuel von Löwentatzen, Löwenrachen, von flatternden Mähnen, sich bäumenden Leibern, von sprengenden und gestürzten Pferden, kämpfenden, schreienden, sterbenden Menschen, von Flinten und Säbeln, von flatternden bunten Mänteln und zerfetztem Fleisch. All Das findet man auch auf dem Rubens; auch das Temperament, auch die Wildheit. Ein ungeheurer Windstoß scheint auf dem münchener Bilde die Massen von links nach rechts in das Bild zu schleudern bis zu dem Pferd hin auf der äußersten Rechten, das dem Anprall mit stämmigen Beinen Stand zu halten scheint.

Wie oft wünscht man sich, die Macht zu haben, Bilder des selben Geistes oder die von dem selben Geist erscheinen und die der Zufall hierher oder dorthin gebracht hat, einmal auf eine Stunde zusammenzubringen, wie damals bei Kleinberger die beiden „Mirakel des Benoit". Was damals nur mit einer Fiktion möglich zu werden schien, die Ueberlegenheit der Erfindung Delacroix', Das ist jetzt beweisbar geworden. Von der Mitgift des Vorgängers ist jetzt wirklich nur noch allenfalls eine Idee übrig geblieben: der Vorwurf, eine Löwenjagd zu malen; und wir brauchen aus den gewohnten Faktoren des Vergleichs nichts, auch nicht die Komposition mehr auszuscheiden.

Die Ueberlegenheit gilt in jeder Hinsicht. Rubens ist trotz seiner Wucht von viel geringerer Dramatik. Er schleudert den Betrachter eben so nach einer einzigen Richtung wie die Massen des Bildes und

giebt mehr die Folgen der Handlung, die erregten Rosse, die stürzenden Reiter, die Leiche, als die Handlung selbst. Seine riesigen Einzelheiten scheinen die Bewegung eher zu hemmen als zu fördern; sie füllen und bedrängen uns, wie sie die große Leinwand des Bildes vom unteren Rande bis zum oberen hin füllen. Dieser empfindliche Mangel an Horizont (er wird nur unterhalb der Gruppe zwischen den Gliedern sichtbar und bleibt deshalb wirkungslos) drängt uns wiederum zu dem Detail. Wir stehen, wie wir uns auch stellen mögen, viel zu nah, um mehr als Einzelheiten zu sehen. Die Folge ist eine Verwirrung, die uns die Verehrung des Meisters als Wirkung der Größe auslegen läßt, die wir sonst Verworrenheit nennen würden. Delacroix hinderte die Bewunderung des Bildes nicht, diese Schwäche in ihrem ganzen Umfang zu erkennen.*)

Er giebt in seiner Jagd nicht weniger Einzelheiten. Wir sehen alle Phasen der Begebenheit, sehen sie, obwohl sie nicht so detaillirt sind, viel deutlicher, weil sie besser gegliedert sind und weil alles Wichtige, zum Beispiel: die Löwen (die bei Rubens zurücktreten), im ganzen Umfang gezeigt wird, aber sehen sie immer im Zusammenhang mit der centralen Handlung, dem Kampf, der Jagd. Das allein, das Kämpfen, das Jagen, die zuckende Bewegung, ist der wahre Gegenstand des Werkes; und es erscheint uns als solcher wesentlicher, natürlicher und bedeutender als der rubenssche Inhalt. Was kümmert uns in dem Rubens, daß da ein Mensch tot ist, da einer entsetzlich der ganzen Länge nach, mit dem Kopf zu unterst, hinstürzt und dabei sein von Schreck zerfetztes Gesicht zeigt, oder daß ein anderer, der auf der Erde liegt, noch gerade dem anderen Löwen ins Maul spießt? Mag Das möglich sein, obwohl Manches daran recht unwahrscheinlich aussieht; wir würden es weder in Wirklichkeit sehen, noch wollen wir es hier sehen, weil wir nicht so nah ständen, noch so nah stehen wollen. Aber den Kampf wollen wir, die Wuth der Angreifer, den Widerstand der Angegriffenen, die Lust am Kampf, nicht das Aufgeregte, sondern das Aufregende. Das giebt uns Delacroix in allen Nuancen, so, als wenn wir mitten darin wären, und doch so, daß wir frei bleiben, von keinem Entsetzen, nur von der Schönheit getroffen werden. Er erreicht diese ideale Nähe und Ferne mit der wunderbaren Komposition von Linie und Farbe, von Licht und Schatten. Vor Allem stellt er den Kampf in eine durchaus mitwirkende Landschaft, deren Betheiligung uns allein schon ein Objektiviren der

*) In seiner eingehenden Beschreibung des Bildes, das ihm freilich nur durch den Stich von Sontman bekannt war, sagt Delacroix, nachdem er alle Details und die wunderbare „Exécution" bewundert hat: „Mais l'aspect est confus, l'oeil ne sait où se fixer, il a le sentiment d'un affreux désordre; il semble que l'art n'y a pas assez présidé pour augmenter par une prudente distribution ou par des sacrifices l'effet de tant d'inventions de génie."

Handlung erleichtert; und dann macht er aus dem Kampf unmerklich, ohne ihn im Mindesten zu beschränken, eine riesige Woge, die in dem mittleren Reiter die Höhe erreicht und in wunderbaren unregelmäßigen Terrassen nach allen Seiten abfließt. Wir wissen nicht, ob die Bewegung den Kampf oder der Kampf die Bewegung bestimmt; aber sie leitet uns an, im Flug da ihre Stützpunkte zu suchen, wo die Flecken und Lichter, die Schatten und Dunkelheiten sitzen. Da sitzen auch die Hebel der prachtvollen Koloristik und da sitzen die Bewegungelemente der Thiere und Menschen, deren wir zur Erfassung und Ergänzung bedürfen. Glaubt man nicht in dem Bilde die Realisirung jener Forderung Delacroix' zu finden, die der Literat zwischen der Detaillirung des Rubens und den Verzichten Rembrandts suchte?

Der Rubens ist nicht ganz eigenhändig, lehrt uns die Kunstgeschichte. Deshalb thut die Ueberlegenheit Delacroix' in diesem Bilde dem großen Flämen keinen Abbruch. Doch fühlen wir, wenn wir es nicht wissen, daß die Eigenart der rubensschen Löwenjagd mit ihrer Macht und Schönheit und auch mit Allem, was uns daran im Vergleich mit dem Delacroix' als Schwächen erscheint, im Grunde von der Frage, ob Rubens das Bild selbst vom Anfang bis zu Ende gemalt hat, unabhängig ist. Nur sehr seltene Kenner vermögen in den großen Gemälden mit Sicherheit die Hand des Meisters von Schülerhänden zu unterscheiden; und diese Kennerschaft bedingt keine Steigerung des Genusses. Die Gesellen, die Rubens halfen, wußten, wie er es wollte. Er war zufrieden mit ihnen; wir sind es auch. Diese Unabhängigkeit des rubensschen Werkes ehrt den Meister und seine Zeit. Es war seine Größe, eine Welt hinzustellen, an deren Bau Viele die Hände rühren konnten, ohne sie zu verderben. Der Gedanke, der ihn beseelte, durchdrang die Anderen. Sie vermochten ihm zu folgen, sich ihm zu unterwerfen, ohne dumpfes Werkzeug zu werden. Sie waren Künstler, wurden Meister, nicht Meister wie Rubens, aber würdige Verwandte, die wir heute noch gern in seiner Nähe erblicken.

Delacroix' Größe war, allein eine Welt hinzustellen. Seine Gehilfen, wenn von ihnen überhaupt die Rede sein kann, waren namenlose Handlanger. Er ließ sich zuweilen von ihnen, wie er einmal mit einem Worte Tizians sagte, das Bett der Farbe bereiten, die primitive erste Deckung des Grundes bei großen Dekorationen, und sah selbst diesen Manipulationen mit Ungeduld und Mißtrauen zu. Es giebt keinen nicht eigenhändigen Delacroix. Das, was man bei Rubens Atelierstück nennt, dem der Meister allenfalls zuletzt ein paar Lichter aufsetzte, ist bei Delacroix Fälschung.

Den Begriff dieser Eigenhändigkeit sehen wir heute von dunklen Trabanten umgeben. Hinweise tragischer Art verbergen sich darunter. Er kann mit Bitterniß erfüllt sein und uns deshalb groß erscheinen, weil er allein steht. Er ist, aus Delacroix gewonnen, nothwendig höher als der Begriff, der sich mit dem gleichen Werth, auf Rubens angewendet, verbindet. Nicht Das entscheidet, daß Delacroix' Meister-

werke nur von seiner Hand sein können. Was geht uns der Eine an, der sich eine Persönlichkeit zurecht macht? Es ist das Wunderbare, daß wir an die Stelle des Persönlichen mit seinem bestimmten Namen, seinen Gewohnheiten, Lastern und Vorzügen einen großen Unbekannten setzen können, der nichts davon hatte, der ein Künstler war, wie Gott der Herrgott ist.

Delacroix' Bilder können nur von einer Hand gemalt sein, weil der ungeheure Komplex von Wirkungmöglichkeiten nur von einem Hirn erdacht und beherrscht werden konnte.

Rubens ist ein lachendes Ungeheuer. Wir hören ihn schmatzen, wenn er die Körper durcheinander wirft. Wir hören die stillen Seufzer Rembrandts, von dem man auch sagen kann, er habe nur eigenhändige Bilder gemalt. Dieses Hervortreten des Persönlichen stört uns nicht. Es gehört zu unseren Lieblingen. Sie sind ohne Das nicht denkbar.

Delacroix hat uns eine höhere Gattung der Spezies Künstler erwiesen. Wir sehen keine Geberde an ihm, die nicht Form wäre, hören keinen Laut von seinen Lippen, der nicht in Melodie aufginge. Er ist ganz drin in der Kunst; der Mensch scheint überwunden. Er steht ganz außerhalb der Kunst; der Mensch ist Alles.

Bevor die Göttin, die Jahrtausende der Menschheit geleuchtet hatte, langsam begann, der fremden Epoche ihr Antlitz zu verschleiern, kam ihr Einer näher, als es je einem Sterblichen vergönnt war.

Er kam ihr so nah, daß man zwischen Beiden nicht mehr zu unterscheiden vermag.

Nikolassee. Julius Meier-Graefe.



Elektrogeschäfte.

Das Jahresergebniß der AEG hat ängstliche Gemüther beschwichtigt. Zum vierten Mal giebt diese Gesellschaft 14 Prozent Dividende. Man könnte meinen, daß diese Beständigkeit auch auf den Aktienkurs wirken müsse. Der gehorcht aber mehr dem Geist der Spekulation als den Gesetzen der Logik; 1910 thronte er auf der Höhe von 288 (die Dividende war von 13 auf 14 gestiegen); 1912 bewegte er sich zwischen 270 und 234; in diesem November (vor der Abtrennung des Dividendenscheins) pendelt er um 239. Ist das Aktienkapital der Gesellschaft heute um 50 Prozent weniger werth als in den vergnügtesten Tagen des Jahres 1910? Größe und Ertrag der Beschäftigung haben sich noch nicht verringert. Der fakturirte Umsatz ging über die Summe des Vorjahres um rund 60 Millionen hinaus; und in den ersten beiden Monaten der neuen Geschäftsperiode wurden für 30 Millionen mehr Aufträge gebucht als in den Parallelmonaten

1912. Aber es hieß, die AEG habe Arbeiter entlassen. Sie hat wirklich die Zahl ihrer Angestellten verkleinert (von 70 162 auf 68 711); sie konnte es (wie der Bericht hervorhebt), weil die verbesserten Fabrikationmethoden größere Leistung bei vermindertem Kraftaufwand ermöglichten. Das richtige Verhältniß zwischen den Bedingungen der Rentabilität und den Kosten zu finden, ist die wichtigste Aufgabe des Industriemannes. Die AEG bringt als Endsumme ihrer Bilanz die Ziffer: 463 Millionen. Solche Größen gab es noch vor zehn Jahren in der deutschen Industrie nicht. Sie zeigen die Höhe der wirthschaftlichen Leistung. Doch das Betriebskapital muß ohne stete Kreditanspannung aus sich heraus immer wieder erneut werden.

Die Elektroindustrie braucht Geld für theure Bauten und Anlagen. Die AEG hat in kurzer Zeit zweimal neues Kapital aufgenommen, um sich für große Werke stark zu machen. Im Dezember 1912 wurde das Aktienkapital von 130 auf 155 Millionen erhöht; im April 1913 wurde eine (zunächst fünfprozentige) Staffelanleihe von 30 Millionen aufgenommen. Der Zweck dieser Anleihe war die finanzielle Betheiligung an der von der AEG zu bauenden Schnellbahn Gesundbrunnen-Neukölln. Die letzten Finanzgeschäfte haben die Liquidität der Bilanz so gefördert, daß die Gesellschaft über ein Bankenguthaben von 77 Millionen verfügt. Trotzdem wünschen sich die Leiter des Unternehmens eine „Verlangsamung des Tempos“, die „die Erträgnisse der Arbeit vermuthlich nicht gefährden, wohl aber die Ueberanspannung der zwei- und dreischichtigen Produktion mildern und zugleich umfassendere Verbesserungen der Fabrikationmethoden“ ermöglichen würde. So offen hat noch nie Einer gesprochen; gedacht habens vielleicht auch schon Andere. Zwischen dem Wunsch, der ein Geschäftsgeheimniß entschleiert, und dem lauten Klagen über die Monopolgelüste der großen Firmen scheint ein Widerspruch zu klaffen. Wer ein langsameres Tempo im Lauf der Bestellungen und im Wachsen der Umsätze ersehnt, brauchte sich nicht um jedes winkende Geschäft zu bemühen. So scheint es. Aber der Große darf der Konkurrenz nicht den Vortritt lassen. Noch sind die Arbeitgebiete der Größten nicht von einander abgegrenzt und jeder will seine Hand überall haben. Die Gipfelzeit der Elektrizität kommt erst. „Die fortschreitende Elektrifizirung in Europa, besonders in Rußland, und außerhalb Europas bringt uns große Umsätze.“ Und weiter: „In Deutschland hat die Stromversorgung weiter Landesgebiete einen neuen Aufschwung erfahren durch die wachsende Erkenntniß, daß die Krafterzeugung an den Fundorten kalorischer und hydraulischer Energie centralisirt werden muß.“ So sagt der Geschäftsbericht der AEG: und erklärt damit selbst die (beseufzte) Schnelle des Tempos.

Die deutsche Elektroindustrie darf mit ihrer materiellen Leistung und dem Ertrag des Ausfuhr zufrieden sein. Im Werth des Exports schlägt sie ihre beiden stärksten Rivalen, die Vereinigten Staaten und England; im Ertrag wird sie nur von der amerikanischen Ziffer über-

troffen. Die statistische Stufenleiter ist: 1500, 1200 und 500 Millionen Mark. Die deutsche Ausfuhr bewerthete sich 1912 auf mehr als eine Viertelmilliarde Mark; sie übertraf ums Doppelte den Werth des amerikanischen. Exports und ließ die britische Leistung um 150 Millionen hinter sich. 1913 brachte in den ersten neun Monaten 201 Millionen (gegen 162 im Vorjahr und 154 vor zwei Jahren). Der Hauptmarkt der deutschen Industrie ist Europa; draußen sind Großbritanien und die Vereinigten Staaten vornan. Natürlich: wer die niedrigsten Transportspesen hat, ist Sieger im Konkurrenzkampf auf dem Weltmarkt. Für die deutsche Elektrizitätindustrie ist die amerikanische Tarifreform nicht sehr wichtig. Die Zölle auf elektrotechnische Artikel sind herabgesetzt worden; aber nicht so tief, daß ein rasches Wachsthum der Ausfuhr zu erwarten ist. Die elektrotechnischen Produkte, die Deutschland der Union verkaufte, waren 1912 nur 2,3 Millionen werth. Das ist eine Bagatelle. In dem Gesammtbetrag fehlt ein wichtiger Artikel: Kohlenstifte. Deren Ausfuhrwerth hatte im letzten Jahr 1,4 Millionen betragen. Der neue Tarif setzt den Zoll auf Kohlenstifte von 35 auf 15 und von 65 auf 40 Cents für 100 Fuß herab. Danach könnte mit einer Chance gerechnet werden. Im Uebrigen ist es nicht möglich, gegen die amerikanischen Elektrizitätindustrie in ihrer Heimath aufzukommen, weil die Preisdifferenz zu Gunsten der Union den Zollsatz übersteigt. Daran ändert sich nichts.

Die berliner Stadtbahn wird elektrifizirt. Die Männer der Dampflokomotive sind unterlegen. Dafür haben sie in Amerika einen Triumph erlebt. Der Generaldirektor der Pennsylvaniabahn meint, daß sie fürs Erste noch ihren Platz behaupten können. Mr. Crawford hat aus einem Kostenanschlag, der ihm vorgelegt wurde, festgestellt, daß der Ersatz einer einzigen Dampflokomotive durch einen elektrischen Motor einen Aufwand von 200 000 Dollars erfordern würde. Zum Ersatz von 70 000 Lokomotiven wäre also ein Kapital von 14 Milliarden nöthig. Trotzdem: auch die Vereinigten Staaten können den elektrischen Strom nicht hemmen. Die Turbinen mahlen langsam, aber sicher. Für die berliner Stadtbahn sind zunächst sechzig Lokomotiven, von denen jede 95 000 Mark kostet, bestellt worden. Der Strom soll von zwei Kraftwerken (in Rummelsburg und Charlottenburg) geliefert werden, die für den Dienst der Stadt- und Ringbahn ausreichen. Jede dieser Centralen beherrscht ein Gebiet von zehn Quadratmeilen. Den großen Elektroconcerns bringt die Elektrifizirung der städtischen Schnellbahnen natürlich gute Bestellungen. Die deutschen Firmen werden auch an dem Bau der Untergrundbahnen in Wien und an der Elektrifizirung der dortigen Stadtbahn betheiligt sein. Für die Untergrundbahnen wird ein österreich-französisches Konsortium Kapital (150 Millionen Kronen) und Bau besorgen. Betheiligt sind A E G-Union, Siemens-Schuckert und die französische Gesellschaft „Omnium Lyonnais de Chemins de Fer et Tramways". Hinter dem lyoner Unternehmen (Kapital 20 Millionen Francs) steht die Société Centrale

des Banques de Province, die mit einem Aktienkapital von 50 Millionen arbeitet. Das Betriebskapital der Untergrundbahnen wird in Aktien und Obligationen eingetheilt; und die Schuldverschreibungen sollen auf dem französischen Markt ihr Unterkommen finden. Dazu ist die Vermittelung der Société Centrale nöthig. Die Omnium hat auch die pariser Untergrundbahn gebaut; nun taucht sie im deutschen Sprachgebiet auf. Die ersten Pferdebahnen sind von den Engländern eingeführt worden; für Untergrundbahnen sorgen die Franzosen. Der Bund Wien-Paris kann wichtig werden. Wieder, wie einst bei der Südbahn, werden Frankreichs Sparer für die österreichischen Papiere interessirt. Von der Uebernahme industrieller Obligationen bis zur Partnerschaft bei Rentenemissionen ist nur ein Schritt. Die Elektrifizirung der Stadtbahn ist Sache der Staatsbahnverwaltung, die sich mit der Stadt Wien über die Stromlieferung verständigen muß.

Die Führer in der Elektroindustrie hatten geglaubt, das Eisenbahnnetz schneller an sich reißen zu können. Die Scheu vor den Kosten ist noch immer größer als die Freude am technischen Fortschritt. Der müßte so überwältigend sein, daß alles ängstliche Rechnen von selbst verstummte. In Bayern ist die Arithmetik Siegerin geblieben. Das große Walchenseekraftwerk war als Centrale für die Elektrifizirung der bayerischen Staatsbahnen gedacht. Aber der Elektriker denkt und der Finanzausschuß lenkt. Nichts ist mit den elektrischen Fernbahnen. Man wird weiter mit theurer Kohle feuern und sich auf die beiden ersten (kurzen) Versuchsstrecken beschränken. Die Dampflokomotiven, heißts, seien konstruktiv verbessert und dadurch wirthschaftlicher geworden. Die bayerische Regirung werde deshalb beim Dampf bleiben. Mr. Crawford, der Generalsuperintendent der Pensylvaniabahn, und Dombekan Dr. Pichler, der Eisenbahnreferent des Bayerischen Landtages, haben ein gleich lautendes Verdikt über die Elektrizität im Bahnbetrieb gefällt. Aber die Elektriker sagen: „Und sie bewegt sich doch!“ Und sie werden Recht behalten. Das Walchenseewerk soll bald „in Angriff genommen werden“. Hoffen und Harren! Licht und Arbeit haben andere Nährquellen (die neuen Laitzachwerke in Oberbayern werden 25 000 PS abgeben können); aber für den Bahnbetrieb wollte man etwas Großes schaffen: die Walchenseecentrale. Hätte man sie schon, dann wäre vielleicht der Gedanke verwirklicht worden, den Major von Donat, der Vater des Walchenseeplanes, angeregt hat: die Speisung des berliner Stadtbahnbetriebes mit der Wasserkraft des bayerischen Bergsees. 200 000 PS über eine Strecke von 700 Kilometern zu bringen, hält Donat weder für technisch unmöglich noch für zu kostspielig. Wenn seine Rechnung stimmt, würde sich der Plan gut rentiren. Doch ehe der Walchensee die Turbinen dreht, rollen die elektrischen Stadtbahnlokomotiven wohl längst über die Schienen. Und dann schlägt den großen Fernlinien die Stunde.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.


OSRAM
Der erste Blick
beim Kaufe muß der Aufschrift gelten. Wenn „Osram" auf der Lampe steht, dann hat es seine Richtigkeit — sonst nicht!
OSRAM

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugseiten 1,80 Mk.

Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W.57